



Das Mitleid ist die alleinige echt moralische Triebfeder. — Die von mir aufgestellte moralische Triebfeder bewährt sich als die echte.....dadurch, daß sie auch die Tiere in ihren Schutz nimmt.

Arthur SCHOPENHAUER

Ethische Rundschau

Monatsschrift

zur Läuterung und Vertiefung
der ethischen Anschauungen und
zur Förderung ethischer Bestrebungen

Herausgegeben von Magnus Schwantje



Es sollte uns fortan einzig noch daran gelegen sein, der Religion des Mitleidens, den Bekennern des Nützlichkeitsdogmas zum Trotz, einen kräftigen Boden zu neuer Pflege bei uns gewinnen zu lassen.

Richard WAGNER

III. Jahrgang, 5.—6. Heft.

Mai—Juni 1914.

Inhalt:

Der energetische Imperativ. Von Willibald Kirsten.

Schopenhauer als Kinder- und Tierfreund. Weitere Jugenderinnerungen von Lucia Franz. Mit Bild.

Neue Schopenhauer-Litteratur. III. Besprochen von Willibald Kirsten, Pyrrhonicus und Magnus Schwantje.

Schriften-Besprechungen. Von Fritz Schwarzenberger und Magnus Schwantje.

Koste die Zeit des Beisammenseins mit deinen Lieben aus!
Von Christian Wagner.

Ein Tier-Friedhof. Von Hans Weber.

Der Jagdfilm. Von Hans Paasche.

Kleine Aufsätze und Berichte: Nachruf auf Albert Gobat (mit Bild), Aufsätze über den Tierschutz, die Bewegung gegen die Impfung u. A.

Offene Briefe des Herausgebers, nebst Briefen an ihn.

Im Verlage des Herausgebers, Berlin W. 15, Düsseldorf Straße 23.

Preis des Jahrgangs 5 Mk. (Siehe die Bezugsbedingungen auf der 2. Seite des Umschlages.)

Die Ethische Rundschau wird nur direkt vom Verlage durch die Post versandt, auch wenn sie durch Buchhandlungen bestellt wird. Preis 5 Mark bei portofreier Zusendung. Der 2. Jahrgang wird voraussichtlich aus 6 Doppel-Heften von 32 Seiten bestehen. Ein Probeheft und einen Prospekt über die E. R. sendet der Herausgeber kostenfrei. Jedem Bezieher der E. R. liefert der Herausgeber auf Bestellung gern mehrere Probehefte und eine grosse Anzahl des Prospektes zur Weitergabe an Freunde ethischer Bestrebungen.

Der Herausgeber empfiehlt den Schriftstellern, welche Aufsätze in der E.R. zu veröffentlichen wünschen, aber von ihm nicht um Mitarbeit gebeten worden sind, ihm zunächst den Inhalt der Aufsätze genau anzugeben und ihm die Manuskripte nur dann zu senden, wenn er sie

darum bittet. — Die Prüfung von Manuskripten, um deren Einsendung der Herausgeber nicht gebeten hat, kann in der Regel erst nach Monaten erfolgen. Für die Rücksendung solcher Manuskripte übernimmt der Herausgeber keine Verantwortung.

Die Ethische Rundschau ist die Vereins-Zeitschrift der
„Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“
 in Berlin W 15, Düsseldorfer, Strasse 23. (Mitglieds-Beitrag mindestens 5 Mark.)
 Für den Inhalt der Zeitschrift ist jedoch nur der Herausgeber, nicht der Vorstand verantwortlich.

Alle Mitglieder erhalten die Ethische Rundschau. Ferner liefert die Gesellschaft allen Mitgliedern zahlreiche andere Schriften. Ein Verzeichnis dieser Schriften und eine Probesammlung ihrer Flugblätter versendet die Gesellschaft kostenfrei.

Wenn ein Abonnent der Ethischen Rundschau seinen Beitritt zur „Gesellschaft“ erklärt, so wird auf Wunsch der dem Herausgeber für die Zeitschrift gezahlte Betrag als Mitglieds-Beitrag dem Verein überwiesen; das neue Mitglied erhält dann sogleich die in Abteilung I des Schriftenverzeichnisses genannten Broschüren und Flugblätter kostenfrei. Wenn die Zeitschrift durch eine Buchhandlung oder zu einem ermäßigten Preise durch einen Verein bestellt worden ist, sind jedoch 3 Mark nachzuzahlen. Der nächste Jahrgang wird dann durch die Gesellschaft direkt geliefert werden.

Die Gesellschaft hat die folgenden Schriften herausgegeben und weit verbreitet. Tausende von Zeitschriften und Tagesblättern haben lange Auszüge aus diesen Schriften abgedruckt.

*Hans von Wolzogen: Richard Wagner und die Tierwelt. Auch eine Biographie. Zweite, vermehrte Auflage. 1910. Mit 4 Hundebildern. 92 Seiten. Preis 1 M.

*Richard Wagner: Religion und Kunst. 46 Seiten Lexikon-Oktav. 60 Pf.

*Henry S. Salt: Die Rechte der Tiere. Uebersetzt von Prof. Dr. G. Krüger. Mit Porträt. 112 Seiten. Preis 50 Pf.

Magnus Schwantje: Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu andern ethischen Bestrebungen. 32 Seiten. Mit Umschlag 30 Pf., ohne Umschlag 15 Pf.

*Magnus Schwantje: Der Tierschutz im deutschen Strafgesetz. Aus der „Frankf. Zeitung“, nebst Ergänzungen. 16 Seiten. Preis 20 Pf.

Oeffentliche Disputation über die Vivisektion, gehalten im Physiol. Institut der Universität Bern am 1. II. 1903. 32 Seiten. Preis 25 Pf.

Magnus Schwantje: Die Verwerflichkeit des Jagdvergnügens, insbesondere der Hetzjagden. 32 Seiten. Preis 20 Pf.

Flugblätter:

Programm und Satzung.

Magnus Schwantje: Der erste Schritt zur Grausamkeit. Mit Zeichnungen von Fidus.

„Liebe Kinder, fangt keine Schmetterlinge, Käfer und andere Tiere!“

Aufruf an alle Verehrer Richard Wagner's.

Magnus Schwantje: Ist die Jagd ein edles Vergnügen?

Magnus Schwantje: Ueber radikale Ethik.

Unsere Mitglieder erhalten: 1. die Ethische Rundschau, 2. die hier angezeigten Schriften außer den durch einen Stern (*) bezeichneten, und 3. zahlreiche Flugschriften fremden Verlagses sogleich nach dem Eintritt kostenfrei (siehe unser Schriftenverzeichnis). Jahresbeitrag: mindestens 5 Mark.

Unentgeltlich versenden wir eine Probesammlung von Flugschriften, nebst unserm Schriftenverzeichnis, in dem auch Schriften fremden Verlagses (über den Tierschutz, den Vegetarismus, die Vivisektion, die Impfung, die Friedensbewegung, den Kampf gegen den Alkoholismus, den Jundenschutz usw.) angezeigt werden.

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. . . .

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zur Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, das ist an sich, gut, und für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als alles, was durch ihn zu Gunsten irgend einer Neigung, ja, wenn man will, der Summe aller Neigungen nur immer zu Stande gebracht werden könnte.

Kant (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten).

Der energetische Imperativ.

Von Willibald Kirsten in Dresden.

ooo

Der „energetische Imperativ“ lautet: „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“ Ein berühmter deutscher Physiker, Professor Dr. Wilhelm Ostwald, hat sich als Erfinder dieses Gesetzes ausgegeben und behauptet, damit einen Maßstab gefunden zu haben, mit dem er „in jedem einzelnen Falle in sehr eingehender und bestimmter Weise schwierige Probleme zu lösen vermag, wo ein zweifelhaftes Für und Wider den Weg zum Richtigen zu verwischen oder ganz zu verlegen scheint“ (Wilhelm Ostwald: „Der energetische Imperativ“, S. 345).

Es mag nun mit diesem energetischen Imperativ eine Bewandnis haben, welche es wolle: so viel ist auf jeden Fall klar, daß er weiter nichts ist als eine alte, seichte, sehr allgemeine Klugheitsregel „mit ein wenig anderen Worten“ und wohl das Geistloseste, was je ein Mensch für Geist ausgegeben hat; und daß das Rätselhafteste daran dieses ist, wie der berühmte Gelehrte behaupten kann, daß er der Erfinder dieser Klugheitsregel sei, mit der ihn gewiß, wenn auch in etwas anderer Form, schon seine Schullehrer bekannt gemacht haben.

Bis hierher haben wir es also mit einer armseligen Komödie zu tun. Die Sache wird jedoch ernster, wenn man sich, mit solchen Dingen in der Moral breit macht und den Greuel auch an heilige Stätte errichtet.

Wer in Sachen der Moral etwas entscheiden will, muß sich zum Philosophen aufwerfen. Dies ist Herrn Ostwald eine Kleinigkeit, obwohl er, wie sich beweisen läßt, von den großen Philosophen nur geringe, von Kant fast gar keine Notiz genommen hat. (Er behauptet z. B. auf S. 53 seines bei Reclam erschienenen Grundrisses der Naturphilosophie, daß Kant die „berühmte Frage gestellt habe: Wie sind Urteile a priori möglich“, was weder eine berühmte Frage ist, noch eine Frage von Kant.) In der Vorrede des eben angeführten Werkes stellt er der Philosophie das selbe Ziel wie der Physik: „Beherrschung der Natur durch den Menschen“, leugnet also damit eigentlich alle Philosophie und reicht der Physik das Scepter, das jener

gebührt. Außerdem ist dieses Ziel nichtig und lächerlich und kann nur als der Ausdruck einer hohlen Großsprecherei betrachtet werden. Gerade ein Physiker sollte es am deutlichsten aus der Erfahrung wissen, daß die Natur herrscht und ewig herrschen wird und erst um ihre Gesetze befragt werden muß, ehe sie auf sich wirken und überhaupt mit sich reden läßt. Ein Herrscher führt erst dann diesen großen Namen mit Recht, wenn er die Gesetze, deren Befolgung er verlangt, selber geben und wohl auch ändern kann. Die Natur aber hat sich noch nicht das kleinste Gesetz vorschreiben lassen; die Menschen haben sogar eine jahrtausendelange Erfahrung dazu gebraucht, einen Teil ihrer Gesetze zu erforschen, und es kann a priori behauptet werden, daß sie es nicht einmal mit der Erforschung ihrer Gesetze jemals zu Ende bringen werden, geschweige mit der Beherrschung der Natur! Solange wir also bei der Betrachtungsweise der Dinge stehen bleiben, mit welcher sich Ostwald begnügt, bei der empirischen, ist und bleibt die Natur die gesetzgebende Macht, und selbst die kühnste Forschung wird ihr niemals das Scepter aus der Hand reißen: sie steht da in ihrer unersättlichen Unendlichkeit, welche alles Bestreben, einmal damit fertig zu werden und auf den Grund zu kommen, verschlingt.

Was nun diese Naturphilosophen in einem lächerlichen Wahne vorzuspiegeln suchen, das hat der große Weltweise von Königsberg schon vor 130 Jahren mit unerreichter Meisterschaft auf eine gänzlich andere Art, als bloße Physiker es sich träumen lassen, durch seine Kritik der reinen Vernunft zuwege gebracht, indem er bewies, daß über jenen empirischen Gesetzen (welche die einzige Art von Gesetzen sind, die Ostwald kennt) noch höhere Gesetze stehen, welche jedoch a priori unserem Erkenntnisvermögen innewohnen und allererst eine Natur möglich machen. Damit wies er dem erkennenden Subjekte den Platz an, an welchem allein es sich als Gesetzgeber und Träger der Natur erblicken kann, welche sofort fällt mit all ihrer Unendlichkeit und ihrer

Fülle, wenn wir das erkennende Subjekt wegnehmen.

Freilich sinkt die Welt damit zur bloßen Erscheinung herab, welche mit dem erkennenden Subjekte steht und fällt und von deren Wesen an sich wir niemals eine positive Erkenntnis erlangen können. Wenn sich nun das Wesen der Dinge in dem erschöpfte, als was sie uns erscheinen, und wir nicht zur Annahme einer anderen Ordnung der Dinge berechtigt wären, als diejenige ist, die uns durch Sinne und Verstand vorgestellt wird, so würde unser Leben und die uns erscheinende Welt einem Traume gleichen, welcher nichts mehr ist, wenn wir aufgehört haben zu träumen, und es gäbe nirgends einen Anhalt, unsere Handlungen anderen Gesetzen zu unterwerfen, als welche uns die Natur darbietet und welche sich in unseren Trieben und Begierden ausdrücken, in deren Befriedigung wir allein den Maßstab für ihren Wert und Nutzen zu setzen hätten. Jede Bedeutung unserer Handlungsweise über unser hinschwindendes, flüchtiges Dasein hinaus, also aller moralische Wert, würde verloren sein, da es an einem Stützpunkte, woran wir jene knüpfen könnten, gänzlich fehlen würde.

Nehmen wir, wie die Physiker, die Welt für vollkommen real und die uns erscheinenden Objekte für Dinge an sich, so sind wir in einen Wirbel von Geschehnissen verschlungen, die uns nach unerbittlichen Gesetzen mit sich fortreißen als hinschwindende Glieder einer unendlichen Kette von Zeugungen. Wir hätten, wenn wir lediglich nach dieser Einsicht handelten, ohne irgend welcher andern Stimme in den Tiefen unserer Brust Gehör zu geben, gleichfalls nichts Besseres zu tun, als der Natur zu folgen, um uns so lange wie möglich über Wasser zu halten. Alle Moralität müßte einem rücksichtslosen Streben nach sinnlichem Genuß, nach Besitz und Herrschaft weichen, ohne welches unser Dasein Sinn und Ziel verlöre. Alles ließe dann auf persönlichen Nutzen hinaus, und der Nutzen der Allgemeinheit könnte nur so weit in Frage kommen, als durch ihn auch ein persönlicher Nutzen erzielt wird. Es hätte allerdings dann auch keinen Sinn, seine Energie an ein Unternehmen zu setzen, bei dem kein direkter oder indirekter persönlicher Nutzen herausspränge: z. B. Tiere gegen Mißhandlungen in Schutz zu nehmen oder unglücklichen Menschen zu helfen, die mit ihrer Existenz lediglich anderen zur Last fallen. Ostwald's energetischer Imperativ wäre vollkommen am Platze, nur müßte er noch präziser formuliert werden: Vergeude keine Energie, verwerte sie zu Deinem Vorteil! Denn es giebt keinen absoluten Wert, aller Wert muß sich auf irgend etwas beziehen. Man kann nichts schlechthin verwerten, sondern nur zu

einer bestimmten Sache. Denn davon hängt ja gerade alles ab, wozu ich die Energie verwerten soll! Ich könnte sie ja auch so verwerten, daß Kant's kategorischer Imperativ überall auf seine Kosten käme, was Ostwald's Absicht jedenfalls nicht ist. Damit schrumpft allerdings die Moral zu einer Technik zusammen, welche „auf Grund der bisherigen Erfahrungen über die Folgen dieses oder jenes gegenseitigen Verhaltens der Menschen gewisse Schlüsse und Regeln sammelt, die dieses Verhalten in solchem Sinne zu beeinflussen die Aufgabe haben, daß den Bestrebungen und Wünschen der größten Anzahl der Menschen und insbesondere der Führenden unter ihnen nach Möglichkeit Genüge geleistet werde“ (S. 170.)

In der Tat: Wenn die Natur, das Reich der Erfahrung, das auch an sich wäre, als was sie uns erscheint, und es somit keine anderen Ziele gäbe, als die, welche innerhalb ihrer Grenzen liegen, und keine anderen Gesetze als die ihrigen, dann bliebe uns auch keine Möglichkeit, die Richtschnur für unser Handeln anderswo herzunehmen als aus der Erfahrung, und es müßte jeder als ein Narr verlacht werden, der sich in seiner Handlungsweise seiner Natur entgegensezte, da er sich ja dann selbst in seinem innersten Wesen vernichten würde. Es käme dann nur noch darauf an, daß einer so vernünftig wie möglich zu Werke ginge, um seine Natur zu befriedigen, welches Streben bis zu einem gewissen Grade mit der Sorge um das Wohl der Allgemeinheit Hand in Hand gehen könnte; denn nur in einem wohl organisierten Gemeinwesen ist Gewähr für persönliche Sicherheit zu finden. Er würde auch an einem Fortschritte der Kultur mitarbeiten, da ihm daraus allerhand Bequemlichkeiten und Genüsse erwachsen. Die Moralität des Menschen, also seine Tauglichkeit für dieses „höchste Ziel“, seine Geschicklichkeit, sich auf dieser „höheren Stufe der Naturgesetzlichkeit“ (wie sich Ostwald S. 97 ausdrückt) zu bewegen, würde dann im Wesentlichen von seiner Intelligenz abhängen, und überhaupt die Intelligenz ein um so unfehlbarer Wegweiser zur Befolgung des Sittengesetzes sein, je größer sie ist.

Wie kommt es aber nun, daß die intelligentesten Menschen, mit denen sich Ostwald bei weitem nicht messen kann, wie Plato, Kant und Schopenhauer, eine gänzlich andere Tugend gepriesen und dem menschlichen Handeln Ziele gesteckt haben, die über diese Natur und die Erfahrung hinausgehen? Daß ferner edle, uneigennützig Taten, die der Stimme der Natur, also den Trieben und Begierden des Täters, z. B. dem Selbsterhaltungstriebe, entgegengesetzt sind, die auch nicht

irgend einem Wunsche der größten Zahl von Menschen entgegenkommen und oft nur irgend einem Individuum Heil und Rettung bringen, an dessen Existenz der größten Anzahl der Menschen gar nichts liegen kann, — grenzenlosen Beifall und allgemeine Rührung ernten und oft durch Jahrhunderte verherrlicht werden? — Daß Sophokles in der Antigone, Schiller in der Bürgschaft und Bürger im Lied vom braven Mann Tugenden besingen, die aus völlig anderen Quellen geflossen sind als aus dem „energetischen Imperativ“? — Daß dem Perikles auf seinem Sterbelager seine kulturellen Großtaten gleichgültig waren und ihm einzig die Erkundigung am Herzen lag, ob irgend jemand von ihm Kränkung und Unrecht erfahren habe? — Daß schlechte Taten, die stets auf Stillung irgend welcher Begierden gerichtet, also eigentlich natürlich sind, Unwillen und Verachtung hervorrufen und das Herz des Täters mit Unruhe und Gewissensqual erfüllen? Alle diese Erscheinungen würden doch auf eine Art Raserei hinauslaufen, wenn von einer Bedeutung unserer Handlungsweise über die Sinnenwelt hinaus nicht die Rede sein könnte!

Solange also alles wahrhaft Gute in der Welt, wie Mitleid, Gerechtigkeit, Treue, Ehrlichkeit, Freundschaft, welche Tugenden alle in ihrem innersten Wesen vernichtet würden, wenn es dabei auf irgend einen persönlichen Vorteil — es mag der Vorteil der großen Menge mit diesem verbunden sein oder nicht — abgezweckt wäre, — also solange die Tugend kein leerer Wahn ist, und diejenigen, die sie zur Schau tragen, keine Narren sind, solange giebt es eine Metaphysik der Sitten, solange haben Christus und Plato, Kant und Schopenhauer Recht. Solange ist es demnach auch, wie Kant sagt, im höchsten Grade verwerflich, das, was getan werden soll, von dem herzuweisen, was getan wird, also aus der Erfahrung. Denn diese kann uns nur lehren, was nützlich, niemals was gut ist. Der Nutzen ist aber stets ein Objekt der Selbstsucht, und sobald er auch nur im Mindesten bei der Beurteilung einer Handlung ihrer Moralität nach den Ausschlag geben soll, geraten wir mit den moralischen Prinzipien völlig ins Bodenlose, indem wir sie mit den Triebfedern des Lasters in einen Topf werfen und sie so ihrer Echtheit und Reinheit berauben. Das Gute mit dem Nützlichen zu identifizieren hat von jeher zu den größten Chikanen verschrobener und oberflächlicher Moralisten gehört. „Die Ehrenwürdigkeit der Pflicht“, sagt Kant, „hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen; sie hat ihr eigentümliches Gesetz, auch ihr eigentümliches Gericht, und wenn man beide auch noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vielleicht, gleichsam als Arzneimittel, der kranken Seele

zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst, und, tun sie es nicht, so wirkt das erste gar nicht, wenn aber auch das physische Leben hierbei einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahinschwinden“.

Der Grundirrtum, daß die Welt nur physische und keine moralische (metaphysische) Bedeutung habe, stirbt freilich, wie Schopenhauer richtig sagt, nie ganz auf Erden aus, sondern erhebt immer wieder, von Zeit zu Zeit, sein Haupt, bis ihn die allgemeine Indignation abermals zwingt sich zu verstecken.

Merkwürdiger Weise haben alle echten Philosophen in der Moral das Centrum aller philosophischen Weltbetrachtung erblickt und nach nichts mehr und anhaltender gesucht, als nach sicheren Anweisungen für das menschliche Handeln. Spinoza hat seinem ganzen System sogar den Titel „Ethik“ gegeben. Sie haben an allem, was existiert, oft und auf vielfache Weise gezweifelt, sogar an der Existenz der Tugend, doch niemals daran, daß diese existieren soll, obgleich sie vielleicht noch nicht existiert, und daß es z. B. schlecht und verwerflich ist, wenn ein Freund den andern verrät, oder ein Richter sich vom Schuldigen bestechen läßt und Unschuldige verurteilt. Hierin mag sie alle das Gefühl gelehrt haben, daß in der Moral allein das Eingangportal zu suchen ist zu einer wahren Metaphysik, daß sie nur hier über die Erfahrung hinausgehen dürfen, welche zu verlassen in allen anderen Angelegenheiten der menschlichen Erkenntnis verwerflich ist und einem schalen Dogmatismus in die Arme führt. Den Schlüssel aber, der allein den Eingang eröffnet, hat kein anderer als Kant gefunden und damit ein noch nie dagewesenes Licht über die Moral verbreitet.

Er fand nämlich, daß die Moralität etwas in uns ist, was uns über die Natur erhebt, was uns fähig macht, „mit allen Kräften der Natur in Kampf zu treten, die innigsten Anlockungen unserer Triebe und alle Wünsche, die aus unserer Natur hervorgehen, einem Gesetze zu opfern, welches keinen Vorteil zum Ersatz verspricht und keinen Verlust bei Uebertretung desselben androht“, also eigentlich etwas Mysteriöses und Unbegreifliches, was man trotzdem nicht satt werden kann zu bewundern. Er fand ferner, daß dieses unbegreifliche Faktum niemals aus unserem Wesen hergeleitet werden könne, soweit es Erscheinung ist und sich als zur Natur gehörig und ihren Gesetzen unterworfen zu erkennen giebt, sondern daß es ein Ausdruck der Freiheit sein müsse, welche ihren Sitz nur in unserm Wesen an sich haben könne, in dem intelligiblen Charakter, welcher uns an eine gänzlich andere Ordnung der Dinge knüpft, als diejenige ist, die wir

unter dem Worte Natur verstehen. Denn im ganzen Reiche der Natur giebt es keine Freiheit; da hat alles, was geschieht, seine Ursache, auf die es notwendig folgt. Nun könnte es weder sein, daß uns tugendhafte Handlungen erheben, wenn wir sie nach einem Gesetz verrichten, welches wir nicht selber geben (also unfrei), noch daß uns schlechte Handlungen beschämen und wir uns dafür verantwortlich fühlen, wenn wir keine Möglichkeit hätten, uns den Gesetzen und Trieben der Natur auf irgend eine Weise zu entziehen (also frei zu handeln). Wenn also Tugend keine Raserei sein soll, keine bloße Entgleisung der Natur, so müssen wir alle moralischen Entschließungen des menschlichen Herzens aus der Verschlingung in diese Kette von Naturwirkungen retten und ein eigenes Gesetz für unser sittliches Handeln behaupten, daraus dieses fließt und, nur insofern es in die Erscheinung tritt, sich den Gesetzen gemäß vollzieht, denen alle Dinge unterworfen sind, insofern sie erscheinen.

Gestützt auf diese tiefen Untersuchungen hat der große Weise die bedeutungsvollen Worte sagen können: „Soweit der Mensch sich kennt, läßt ihm die Vernunft keine andere Aussicht in die Ewigkeit übrig, als die ihm sein eigenes Gewissen nach seinem bisher geführten Lebenswandel am Ende des Lebens eröffnet“. Alles andere schwindet rettungslos dahin, selbst der stärkste Glaube bricht zusammen und macht nur dann nicht einer völligen Verzweiflung Platz, wenn eben auch jener rein moralische Trost vorhanden ist.

Wir finden also in der Kant'schen Moral eine herrliche und große Eröffnung, die uns weit über die Sinnenwelt hinausführt und uns loslöst von ihren eisernen Ketten, bei Ostwald's energetischem Imperativ hingegen eine bettelhafte Konzession an den Egoismus, dadurch wir in die unermeßliche Wüste der Erfahrungswelt zurücksinken und uns mit unserm ganzen Wesen ihrem Kampfe um Leben und Tod preisgegeben und in ihr hartes Gesetz in trostloser Unerbittlichkeit verschlungen sehen!

Als die „bei weitem höchste, verehrungswürdigste, vorbildlichste Gestalt von allen Gestalten der Geschichte, die er kennt“, stellt Ostwald den Physiker Abbe hin, trotzdem er sich gezwungen sieht zuzugeben, daß dieser Mann nach den Moralprinzipien Kant's gehandelt habe. Er stellt ihn sogar ausdrücklich über Jesum von Nazareth! Welche Ehre für den kategorischen Imperativ! Aber Ostwald fügt hinzu, daß der Mann noch einwandfreier und größer in moralischer Beziehung dagestanden haben würde, wenn er sich dem energetischen Imperativ unterworfen hätte, statt dem katego-

rischen, es sich also ein wenig leichter gemacht, seine Kräfte mehr geschont, sein Leben und seine Wirksamkeit etwas mehr in die Länge gezogen und so auch mehr Genüsse und Freuden eingehämt hätte (die ihn in seinem edlen Streben verwirrt und so echter Tugend untauglich gemacht und so das hohe Bild seines Charakters verdunkelt haben dürften). Wie plump doch hier gegen Kant zu Felde gezogen wird, gegen den großen, strahlenden Mann, der noch, wie einmal sehr schön gesagt worden ist, vor Goethe und Shakespeare seinen Namen auf dieses Jahrtausend schreiben wird!

Schreiend ist auch die Stelle (Seite 346), wo Ostwald gegen den kategorischen Imperativ den Vorwurf erhebt, daß er keine Auskunft darüber gebe, ob der Krieg verwerflich sei oder nicht. Dem ist entgegen zu halten, daß, wenn sich diejenigen, bei denen die Entscheidung über Krieg und Frieden fällt, die leitenden Staatsmänner des angreifenden Staates, dem Sittengesetz unterwürfen, nie ein Krieg entstehen würde; denn von der Maxime, über einen Anderen herzufallen, sobald eine günstige Gelegenheit gekommen, kann niemand wollen, daß sie einmal ein allgemeines Gesetz werde. Hingegen steht der energetische Imperativ gerade in diesem Punkte höchst bedenklich da. Ostwald verurteilt zwar den Krieg, aber nur mit sehr einfältigen Gründen. Gebietet aber der energetische Imperativ nicht eigentlich, alles aus dem Wege zu räumen, was uns am nutzbringenden Entfalten unserer Energie hindert, z. B. diejenigen, die durch zu geringe Intelligenz oder mangelhafte Geschicklichkeit den Fortschritt der Kultur aufhalten? Vergeuden nicht diejenigen, die sich ihrer erbarmen und sie über Wasser zu halten suchen, ihre Energie, die sie lieber Anderen zu Gute kommen lassen sollten, bei denen sie sich mehr Erfolg versprechen dürfen? Um es gerade heraus zu sagen: Der energetische Imperativ kultiviert im Menschen gerade eine große Anzahl der Eigenschaften und Bestrebungen, die von jeher Kampf und Krieg heraufbeschworen haben, vor allen Dingen die Rücksichtslosigkeit, bringt also ein moralisch verwerfliches Prinzip in Geltung und Ansehen.

Wir können somit über die Bedeutung des energetischen Imperativs zu folgendem Schlusse kommen: Als Klugheitsregel ist er nichts Neues, und in moralischer Beziehung taugt er gar nichts. Denjenigen aber, der ihn als moralisches Gesetz einzuführen gedenkt, verweist man am besten an das Forum seines eigenen Herzens, wo in Sachen der Moral ganz andere Entscheidungen fallen dürften, als sein mit physikalischen Kenntnissen überfüllter Kopf hat treffen können.



Schopenhauer als Kinder- und Tierfreund.

Weitere Erinnerungen aus meiner Jugendzeit.

Von Lucia Franz, geborenen Schneider, in Frankfurt am Main.

ooo

Nachdruck verboten.

Als ich in meinen Jugendjahren den in der Ethischen Rundschau (Heft II/10) veröffentlichten Aufsatz „Schopenhauer in seinen vier Wänden“ schrieb, dachte ich nicht daran, daß er einmal in die Welt hinaus wandern werde; ich schrieb ihn für mich, in einer trüben, schweren Zeit, um mich wieder aufzuraffen nach schweren Schicksalschlägen, nach Verlusten an Gut und Leben. Damals kehrten meine Gedanken immer und immer zurück zu meiner glücklichen, sonnigen Jugendzeit, die mir auch heute, nach fünfzig Jahren, die einzige Heimat ist, die keine Krankheit und kein Kummer trübten. Da meine Erinnerungen an Schopenhauer mir die freundlichsten Briefe, Karten und Besuche, sogar von vielen wissenschaftlichen Autoritäten, eingebracht haben, so will ich auch den Rest meiner Erinnerungen an eine glückliche Zeit niederschreiben und sie veröffentlichen, zumal da ich von Allerwelt dazu aufgefordert worden bin.

Kommt da eine Verwandte und sagt: „Dein Schopenhauer hat uns Alle sehr gefreut, da Deine Mutter seelig uns schon oft von dem wunderlichen alten Herrn erzählt hat; — aber Deine Schandtaten habe ich darin nicht gelesen!“ fügte sie lächelnd hinzu. Nun gut, so will ich sie hier öffentlich bekennen.

Einst tobten der Pudel Atma und ich so laut um Schopenhauer herum, daß unser lautes Spiel ihn bei der Arbeit störte. Da riß er, wutschnaubend uns ansehend, die Tür auf und schrie: „Hinaus!“ Atma floh entsetzt, ich aber dachte, ich bin doch kein Hund, stellte mich an seinen Schreibtisch, schlug mit der Hand darauf und rief: „Hier bleibe ich!“ Er durfte schreien und toben, ich blieb, wie gebannt ihn ansehend, vor ihm stehen. Da er sah, daß Alles nichts half, schrie er, indem er auf den Fenstertritt deutete: „Aber dann kuschel Euch!“ Ich holte mir meinen lieben Hund wieder, der gehorsam vor seinem Herrn geflohen war, und saß mit Atma im Arm mäuschenstill auf dem Fenstertritt, länger als eine Stunde, ohne mich zu mucksen, was bei mir viel heißen wollte. Ich wollte aber nur Schopenhauer zeigen, daß ich auch artig sein konnte.

Als er nach längerer Zeit nach uns sah, war ich mit Atma im Arm eingeduselt.

Einst kam Schopenhauer um 3 Uhr, wie immer, vom „Englischen Hof“ heim. Ich hatte mal wieder unten ein bischen die Haushälterin und den Pudel besucht und wollte mit Atma spielen, denn ich heimlich ein paar Leckerbissen zugesteckt hatte. Draußen hörte ich den alten Herrn schon schimpfen und schreien; es gruselte

mich dann immer, und ich fürchtete mich sehr vor ihm. Er kam gegen seine Gewohnheit direkt in die Küche, die niemals benutzt wurde und voll von vielen großen Kisten mit Büchern und Schriften stand. Er schrie und fuchtelte mit seinem Stock herum und schlug immer auf den Holzdeckel einer sehr großen Kiste, was einen fürchterlichen Radau gab. Atma bellte voller Kampfeslust, da er glaubte, es handele sich um ein Mäuschen, deren es viele in der Küche gab. Die alte Frau mit ihrem ellenlangen Strumpf, den sie als Weihnachtsgeschenk für Schopenhauer strickte, fuchtelte und schwenkte ihn immer hin und her und schrie mit. In der Debatte des Wortgefechts saß ihr die schwarze Spitzenhaube ganz krakehl. Ich war



Lucia.

zu Tode erschrocken — mein Gewissen war nicht ganz rein — und ich fing an zu weinen. Da sagte die gute Alte zu mir: „Dummerchen, sei doch still, Herr Schopenhauer sagt ja nur: Atma hat sich überfressen“. Also dazu der Lärm und Spektakel, als wäre er auf dem Kasernenhof vor einem Regiment Rekruten! Schnell suchte ich nach den Ueberresten von den Herrlichkeiten, die ich Atma heimlich gespendet hatte, um sie zu verbergen. Heute glaube ich, der ganze Auftritt galt mir und sollte mir als Lektion gelten, trotzdem er sich nicht an mich gewandt hatte.

Schopenhauer neckte mich sehr gerne, und oft gab es Tränen, da ich alles für bare Münze hielt. Wenn wir im Herbst von unserem schönen Gute am Rhein, „Kornsand“ genannt, heimkamen, erzählte ich ihm immer von den Herrlichkeiten, von dem prachtvollen Spalier- und Zwergobst, und zeigte ihm mit den Händen, wie groß unsere Birnen seien. Da sagte er: „Komm' mal her, wie groß sind Eure Birnen?“ Bis ich zu ihm kam,

waren meine Hände ungefähr einen halben Meter auseinander gerutscht. Da schüttelte er mit dem Kopf und sagte, mit dem Finger drohend: „Ludschia, Deine Nase wackelt“. Entsetzt faßte ich an meine Nase, worüber er und meine Brüder sehr lachten. Da schwur ich Rache. Als er wieder einmal sich mit uns Kindern unterhielt, schrie ich auf einmal: Uih, Herr Schopen, was wackelt Ihre Nase!“ Da nahm er sie in die Hand und sagte: „Da will ich sie mal festhalten!“ Er lachte, und wir Kinder lachten mit, und ich glaube, er war dann immer wirklich ganz vergnügt. Natürlich, meine brüderliche Liebe erzählte es den Eltern; da nahm mich mein Vater vor, gab mir einen Klapps und sagte: „Deine Nase kann wackeln, Herrn Schopenhauer seine niemals; das merke Dir!“ — War Besuch bei den Eltern, hörte ich oft den Namen Johanna Schopenhauer; natürlich dachte ich, das sei seine Frau. Da frug ich ihn einmal: „Wo ist denn Ihre Frau, Herr Schopenhauer?“ Da sagte er mürrisch: „Die ist doch hinten in der Stube.“ „Nein“, sagte ich, „die meine ich nicht, Ihre ganz wirkliche Frau meine ich.“ Da sagt er ganz wild: „Ich hab' doch keine Frau, frag' nicht so dumm!“

Einst kam meine Mutter durch die Fahrgasse; — wen sieht sie da vor einem Metzgerladen auf der steinernen Treppe sitzen und ein Papier mit Wurstschnippeln besehen? Es war ihr enfant terrible, meine Wenigkeit. Ich wollte doch nur Atma eine Freude machen und hatte mein Sonntagsgeld, die 3 Kreuzer, die ich in der Woche erhielt, dieses Mal für unsern Liebling Atma verwandt. Und für solch ein Kind wurde eine Gouvernante gehalten!

Niemals kamen wir Kinder ohne Zucker, den wir uns von unserem Kaffee abgespart hatten, hinunter. Aber Atma war ein sehr schneubiges Viehchen und nahm selten unsere Gaben gnädig an. Wir legten den Zucker dann an verschiedene Ecken der Küche und freuten uns riesig, wenn er am anderen Tag fort war. Ein Kunststückchen, was Schopenhauer uns Kindern zuweilen von Atma vorführen ließ, war folgendes: Er legte ein Stückchen Zucker Atma auf die Nase. Dann fing er langsam an, das A B C herzusagen. Kam er an den Buchstaben F, so schrie er mehrere Mal f, f, f; aber Atma blieb kerzengrade sitzen und sah nur seinen Herrn an. Dann sagte Schopenhauer weiter: G, H, I usw., bis er an den Buchstaben S kam. Da warf Atma das Stückchen Zucker in die Luft und schnappte es auf; und niemals fiel es daneben. Man kann sich denken, daß wir immer mit Zucker herunterkamen und Schopenhauer bat, doch wieder das A B C mit dem Hund zu üben; aber nur ganz selten tat er uns den Gefallen. Wollten wir es aber einmal selbst probieren,

wie er es uns lachend anbot, so schüttelte Atma jedes Mal den Kopf, wenn wir das Stückchen Zucker darauf legten. Einmal wollten wir es anbinden; da wurde aber selbst der treue Pudel böse und schnappte nach uns.

Nach Schopenhauer's Tod besuchten wir noch einmal Atma und die liebe alte Frau, die immer so gütig zu uns Kindern war, und wenn wir einmal etwas verbrochen hatten, es liebevoll auf sich nahm; die immer für uns verwöhnten Rangen gewärmten Kaffee aus ihrem ewig brodelnden Kaffeetopf gießen wollte und uns die rotbäckigsten Schafsnasen aus ihrer Vorratskammer hervorsuchte. Es war ein ganz kleines winziges Häuschen in Sachsenhausen; davor stand ein Brunnen mit Figuren, ich glaube Adam und Eva. Atma schaute oben aus dem Fenster und sah wie ein alter Mann aus. Als er uns sah, heulte er laut auf und als wir ins Haus traten, kam er uns laut vor Freude winselnd entgegen gesprungen (er konnte selbst die Tür aufmachen). Auch die alte Frau kam, unsere gute Jane, wie wir und auch Schopenhauer sie stets nannten, obwohl sie eigentlich Margarete Schnepf hieß. Sie weinte vor Freude und führte uns in ihr winzig kleines Stübchen. Da hauste jetzt die Alte mit ihrem „Bubchen“, so nannte sie Atma immer. Durch das Testament Schopenhauer's war ihr und Atma eine Rente vermacht, mit dem Bemerken, daß der Hund bis zu seinem Tode verpflegt werden müsse. Später zog sie nach Heidelberg, und wir sahen sie und Atma niemals wieder. — Als Schopenhauer gestorben war, wollten wir so gerne Atma zu uns nehmen, bevor wir wußten, daß sein Herr so liebevoll für ihn gesorgt hatte. Wir waren untröstlich, als er fort kam. Um uns zu trösten, kaufte uns unser lieber Vater ein weißes, langhaariges Bologneserhündchen, „Chéri“ genannt. Es war ein sehr vornehmes Tier, dumm, faul und gefräßig, während doch Atma treu, lieb und intelligent war, mit Menschenverstand begabt.

Atma, lieber Atma, Dich sollen die Menschen noch in späten Jahren verehren; Du hast es verdient als treuester Begleiter, als letzter, bester Freund Deines Herrn! Du sollst nicht vergessen sein! Vielleicht lag Deines Herrn letzter sterbender Blick auf Dir und sagte Dir, als er einsam und verlassen starb, daß Du ihm treu warst bis zum Tode, Du seine letzte Freude! —

Wenn Schopenhauer allein war, pflegte er mit sich selber zu sprechen und lebhaft zu gestikulieren. Auf seinen Spaziergängen war er oft ganz in seine Gedanken versunken, sprach vor sich hin und machte mit den Armen lebhaft Bewegungen. Das war dann zuweilen das Zeichen für die Gassenjungen, ihn zu verfolgen. Die meisten Kinder aber fürchteten sich vor ihm wegen seines auffallenden Aeußeren.

Meine Schwester zum Beispiel war nie zu bewegen, ihn mit mir zu besuchen, und schrie, wenn ich versuchte, sie in die Höhle des Löwen hineinzuziehen. — Zuweilen unterhielt er sich auch mit seinem Hund. Einmal hörte ich ihn in seinem Zimmer sprechen und glaubte, es sei Besuch darin. Es war aber nur Atma bei ihm, mit dem er sich so laut unterhielt.

Jetzt will ich noch sagen, warum wir stets nur „Herr Schopenhauer“ sagten und nicht „Herr Doktor“. Von den Eltern war es uns anempfohlen worden, stets „Herr Doktor Schopenhauer“ zu sagen. Als wir ihn aber einmal so anredeten, sagte er: „Ach was, Doktor, ich bin doch nicht der Doktor Eisenbart!“, und dann sang er zu unserer größten Freude das ganze Lied, und bei dem „Wittiwitt bumbum“ schlug und trommelte er auf die Schreibtischplatte. Natürlich sangen wir im Chor mit: „Wittiwitt bumbum“. — Auch an der Wohnungstür stand nur: „Arthur Schopenhauer“, ohne jeden Titel. Jane sowie jeder, der mit ihm sprach, sagte nur „Herr Schopenhauer“. Oft stritten sich die Leute, warum er seinen Dokortitel nicht vor seinen Namen setze. Dann sagte Vater: „Ihm genügt sein Name, er weiß, daß kein Titel der Welt dem Namen Arthur Schopenhauer gleichkommt.“ Andere Leute sagten dann spöttisch: er habe wohl die 300 Gulden sparen wollen und sei gar kein Doktor; er sei doch so geizig. Erst nach vielen, vielen Jahren hörte ich bestimmt, daß er doch Doktor der Philosophie und auch Privatdozent war. Er war wohl selbst so überzeugt von der unvergleichlichen Größe seines Genies, daß er keinen Titel brauchte; und er wollte in seiner großen Einfachheit und Bescheidenheit, in der er lebte, nur sein, was er war: Arthur Schopenhauer.

Als junges Mädchen besuchte ich das Institut von Roos & Noak, großer Hirschgraben. Mein liebster Lehrer war der Litteraturlehrer Dr. Hermann Presber, der Verfasser von „Wolkenkukukheim“. Als er erfuhr, daß Schopenhauer in unserm Hause gewohnt habe und gestorben sei, war er so begeistert, daß er mich oft in der Unterrichtsstunde über den großen Philosophen frug. Und ich mußte von ihm erzählen, oder Dr. Presber frug mich auch selbst dieses und jenes. Einst sagte er zu mir, indem er die Hand auf mich legte: „Schreibe Dir Alles auf, was Du von diesem großen Mann gesehen und erlebt hast. Es werden Dir einst die Menschen dafür danken.“ Kurz darauf starb er; — ich aber schrieb mir Alles in mein Tagebuch, und später faßte ich ein Herz und sandte das Manuskript an zwei Zeitungen. Es

kam zurück mit dem Bemerken: „Sehr schön, für uns aber nicht verwendbar“. Da flog es in die Schublade und träumte 40 Jahre lang von seiner Auferstehung, wie Barbarossa; und sie kam. Ich lag einst schwer krank zu Bette, hatte meine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen und hatte meinen schriftlichen Schopenhauer vergessen; mein geistiger aber lebte in hellen Farben, sobald in trüben Tagen meine Gedanken zu meiner sonnigen Jugendzeit zurückkehrten, zu den zwei Menschen, die mir im Leben die höchsten sind, zu Schopenhauer und meinem Vater. Doch der Himmel hatte es anders beschlossen; ich sollte wieder besser werden, ich hatte ja noch ein Werk zu vollenden und zu veröffentlichen. Da las ich in der „Frankfurter Zeitung“ die Notiz, daß in Frankfurt am Main unter dem Vorsitz des Herrn Geheimrat Paul Deussen die Schopenhauer-Gesellschaft im Hause Schöne Aussicht Nr. 16 tagen werde. Es war mir, als habe Gott mich eigens dafür gesund werden lassen, damit ich den Mitgliedern der Schopenhauer-Gesellschaft meine Erinnerungen an den Meister bekannt machen könne. Ueberglücklich schrieb ich an Herrn Geheimrat Deussen in Kiel und legte mein Werk in seine Hände. Er nahm es an zur Veröffentlichung in dem Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. An der Versammlung der Schopenhauer-Gesellschaft im Mai 1913 nahm ich teil und wurde gefeiert und bewundert als einer der wenigen noch lebenden Menschen, die mit dem Meister persönlich verkehrten und ihn nicht nur aus Büchern kennen. In der Versammlung lernte ich auch den Herausgeber der Ethischen Rundschau kennen; und nach dem Mittagmahl in dem Hause Schöne Aussicht Nr. 16 ging er mit mir in die Räume, wo der verehrte Meister wohnte und ließ sich von mir die Stellen zeigen, wo sein Schreibtisch, wo seine Bibliothek und wo sein Sterbelager einst standen. Dann bat er mich, ihm meine Schopenhauer-Erinnerungen für die Ethische Rundschau zu geben. Im Oktober 1913 erschienen sie dort; fast gleichzeitig wurden sie auch in der „Frankfurter Zeitung“ abgedruckt, und im Februar 1914 in dem Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. So kam mein Werk durch die Güte des Herrn Professor Deussen, der es zuerst freundlich aufnahm, durch Nacht zum Licht und wird nun leben zur Freude Aller, die den erhabenen Meister lieben und verehren. Mögen noch viele Menschen aus meinen schlichten Schilderungen vor Allem erkennen, daß der große Philosoph trotz aller Verbitterung ein wahrhaft guter Mensch war!



Neue Schopenhauer-Litteratur. III.

ooo

Zurück zu Schopenhauer. Philosophische Betrachtungen. Von Willibald Kirsten. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin und Leipzig. 1910. 127 Seiten. Preis: 2 Mark.

In meiner kritischen Tätigkeit fand ich unter dem Wust von philosophischem Unsinn und wahrhaft ekelhaftem Gewäsch unserer Philosophaster lange kein Buch, das einer Besprechung wert gewesen wäre. Schon der Titel der vorliegenden Schrift besagt, daß der Verfasser auf dem einzig wahren philosophischen Standpunkt steht, da die Philosophie Kant's und Schopenhauer's diejenige ist, an die jeder irgend ernst zu nehmende Philosoph notwendig anknüpfen muß. Ganz notwendig ist in dieser Zeit des philosophischen Gewäschs, das seit Schopenhauer nicht besser, sondern noch schlimmer geworden ist, dieser Ruf nach Schopenhauer. Mit zwingender Logik und gänzlich unbeirrt um das Treiben unserer philosophischen Schwätzer, welche Kant und Schopenhauer, diese einzigen Meister der neueren Philosophie, geflissentlich ignorieren, sie zu verkleinern suchen und mit Schmutz bewerfen, ja sie selbst unter dem Mißbrauch ihres Namens verhunzen, weist der Verfasser nach, daß seit Schopenhauer nichts in der Philosophie geschehen ist, diese vielmehr nur zurückgeschritten ist.

Die kleine Schrift bietet so viel des Guten, daß ich in einer kurzen Besprechung auf den Inhalt im Einzelnen nicht näher eingehen kann. Ich empfehle es jedem, der es irgend ernst mit der Philosophie meint, zur Lektüre.

Vortrefflich sind die Bemerkungen des Verfassers über das Schaffen des wahren philosophischen Genies und das jämmerliche Treiben der Kathederphilosophen. Das Geträtsche gewisser Geschichtsschreiber der Philosophie, ihre ekle Flause, daß die Philosophie nichts anderes als „Geschichte der Philosophie“ sei, ihre Wortungeheuer und ihre Verhunzung der deutschen Sprache, das alles wird von Kirsten nach Gebühr gezeißelt. — Ueberaus treffend sind die Ausführungen über den Unfug der neueren sogenannten Naturphilosophie, die aus dem Entwicklungsgedanken allein, der jedem großen Kopf längst vertraut war, eine ganze Philosophie herausklauben will, die sich „Monismus“ nennt, oder gar es als die Aufgabe der Philosophie betrachtet, die Natur zu beherrschen, und was dergleichen Flausen mehr sind. — Sehr richtig ist auch das Urteil des Verfassers über Nietzsche, dessen Größe keineswegs verkannt wird, während seine Schwächen ohne Schonung aufgedeckt werden. — Ganz vortrefflich ist das Kapitel über die Verhunzung der deutschen Sprache und der

Hinweis auf die überaus wichtige und heute viel zu wenig beachtete Abhandlung Schopenhauer's darüber. — Auch treffliche ästhetische Urteile über die Wertlosigkeit der Allegorie, über Standbilder u. A. giebt der Verfasser. — Den Schluß bilden eine Reihe wertvoller Aphorismen.

Alles in Allem ein Buch, das wahrhaft im Geiste Schopenhauer's geschrieben ist und wohl dazu beitragen wird, das deutsche Volk darüber aufzuklären, wo es die wahre Philosophie und wo es die Charlatanerie und das Pfschertum zu suchen hat. **Pyrrhonicus.**

Arthur Schopenhauer's Sämtliche Werke in 14 Bänden. Herausgegeben von Paul Deussen. IV. und V. Band. Verlag von Reinhard Piper & Co., München. 1912. Subscriptionspreis jedes Bandes: geheftet 6 M., in Leinen gebunden 8 M., in Halbfranz gebunden 10 M. Einzelpreis je 2 M. höher.

Die Bände IV und V dieser großen Ausgabe der Werke Schopenhauer's enthalten die „Parerga und Paralipomena“. Schopenhauer hat zahlreiche handschriftliche Zusätze zu diesem Werke hinterlassen. Die meisten schrieb er in sein mit Schreibpapier durchschossenes Handexemplar der „Parerga“, die anderen in das Manuskriptbuch „Senilia“ ein. Paul Deussen bemerkt in der Vorrede zu der vorliegenden Ausgabe, daß Schopenhauer, wie aus zahlreichen Andeutungen des Meisters hervorgeht, noch selber eine neue Ausgabe des Werkes mit diesen Zusätzen herausgeben zu können hoffte. „Die Vereitelung dieser Hoffnung durch den Tod des Philosophen stellt dem Herausgeber der posthumer Ausgabe eine schwere, in ganz vollkommener Weise überhaupt nicht lösbare Aufgabe. Hätte der Meister noch die zweite Auflage erlebt, so würde er ohne Zweifel die massenhaft angehäuften Zusätze dem ursprünglichen Text in freier Weise angepaßt und mit ihm verschmolzen haben. Eine solche Freiheit steht den Herausgebern posthumer Ausgaben nicht zu, und es ist nicht zu billigen, wenn Frauenstädt und nach ihm Grisebach nicht selten die Zusätze durch kleinere oder größere Aenderungen dem ursprünglichen Text angepaßt haben. Unsere Ausgabe hat dies durchaus vermieden und bietet, abgesehen von ganz seltenen, durch Parenthesen unmißverständlich als solche gekennzeichneten Einschüben einzelner Worte, den reinen Text des Philosophen, und lieber als diesen zu ändern haben die Herausgeber hier und da eine kleine Inconcinuität nicht gescheut, zumal dieselbe durch die eckigen Klammern, in welche aller neue Zuwachs zur

ersten Auflage eingeschlossen ist, gleichsam entschuldigt wird."

Den Herausgebern standen die Berliner Manuskriptbücher Schopenhauer's in Abschriften und alle seine Handexemplare, zusammen 16 Bände, länger als ein Jahr zu ungestörter Benutzung zur Verfügung. Fast sämtliche im Handexemplar der Parerga enthaltenen Zusätze, auch die von Frauenstädt und Grisebach weggelassenen, sind in die neue Ausgabe aufgenommen worden. Aus den Manuskriptbüchern ist nur ein kleinerer Teil abgedruckt; jedoch werden in den Bänden VII und VIII sämtliche Paralipomena des Nachlasses von 1819—1860 in der Reihenfolge, in der Schopenhauer sie niedergeschrieben hat, enthalten sein.

Magnus Schwantje.

Schopenhauer's und Nietzsche's Pessimismus. Darstellung und Kritik. Von Dr. Gustav Häussler. Verlag von Friedrich Franz Chr. Müller, Halle a. S. 1910. 39 Seiten. Preis: 1 Mark.

Das Wesen des Schopenhauer'schen Pessimismus ist gut und erschöpfend und (was sehr lobenswert ist) hauptsächlich mit des Meisters eigenen Worten an der Hand einer Reihe gut ausgewählter Citate dargestellt. Den gleichen Vorzug hat die darauf folgende Zusammenstellung von Aussprüchen Nietzsche's, darin dieser zwar nicht die Welt und das Dasein als solches, sondern nur die Kultur und deren höchsten Ausdruck, die Moral, verwirft, weil er von dem Wahne befangen ist, daß sie der Züchtung des Uebermenschen im Wege sei. Eine derartige Phantasterei gehört jedoch weder in die Philosophie, noch kann da von Pessimismus die Rede sein, wo der Natur, in welcher wir leben, ein Aufschwung zu einem Ideale zugemutet wird.

Die Kritik dieser beiden Erscheinungen des Pessimismus ist leider sehr dürftig ausgefallen. Der Schopenhauer'schen Metaphysik wird bei dieser Gelegenheit der Vorwurf gemacht, daß sie uns die Lösung des Rätsels schuldig bleibe, „woher der Intellekt die Macht nehme, den Willen zu töten“. Weiß der Verfasser nicht, daß auch Kant, dessen „Herrenmoral des autonomen Willens“ er der Schopenhauer'schen entgegensetzt, ausdrücklich betont hat: „Wie reine Vernunft praktisch sein könne, das zu erklären, dazu ist alle menschliche Vernunft gänzlich unermöglich und alle Mühe und Arbeit, hiervon Erklärung zu suchen, ist verloren?“ (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Ausgabe von Fritsch, Seite 103.)

Ferner wird dem ehrwürdigen Philosophen des Mitleids entgegen gehalten, daß er nicht gehnt habe, „was die Menschheit letzten Endes praktisch solle“, daß der Mensch unter anderem „ein reiner Spiegel der ganzen

Welt“ werden solle. Daß der Tugendhafte diese Welt, in welcher nichts weniger zu finden ist als die Tugend, widerspiegeln, also das sittliche Handeln auf Erfahrung, etwas in der Erscheinung Gegebenes gründen solle, dagegen hat sich Kant noch viel deutlicher verwahrt als Schopenhauer.

Da auch die Kritik des Nietzsche'schen sogenannten Pessimismus in der vorliegenden Schrift sehr kurz geraten ist, sei es mir gestattet, jener merkwürdigen Schwärmerei von der Umwertung aller Werte, welche selbst gegen die obersten Gesetze der Vernunft zu toben unternimmt, jener rücksichtslosen Verwüstung im „stillen Reich geordneter Gedanken“, mit folgenden Worten Kant's zu begegnen, zu einer Warnung aller, die Nietzsche als Philosophen ernst nehmen:

„Freunde des Menschengeschlechts und dessen, was ihm am heiligsten ist! Nehmt an, was euch nach sorgfältiger und aufrichtiger Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen nun Fakta, es mögen Vernunftgründe sein; nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das Vorrecht ab, der letzte Proberstein der Wahrheit zu sein! Widrigenfalls werdet ihr, dieser Freiheit (im Denken) unwürdig, sie auch sicherlich einbüßen und dieses Unglück noch dazu dem übrigen schuldlosen Teile über den Hals ziehen, der, sonst wohl gesinnt wäre, sich seiner Freiheit gesetzmäßig und dadurch aber auch zweckmäßig zum Weltbesten zu bedienen!“

Willibald Kirsten.

Der Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Otto Lindner. Herausgegeben von Dr. Robert Gruber. A. Hartleben's Verlag, Wien. 1913. 78 Seiten. Preis: 2 M.

Ernst Otto Lindner hat durch seine eifrigen Bemühungen, die Philosophie Schopenhauer's bekannt zu machen, den Dank aller Verehrer des Meisters verdient. Er wurde im Jahre 1820 geboren, studierte hauptsächlich Philosophie und Musikgeschichte und wurde Privatdocent an der Berliner Universität. Im Jahre 1846 wurde ihm aber wegen seiner freien Ansichten durch Majoritätsbeschluß der Professoren das Recht, Vorlesungen zu halten, entzogen. Nun wurde er Redakteur der Vossischen Zeitung. Zuerst redigierte er die Abteilung für Auslands-Politik; vom Jahre 1863 bis zu seinem schon 1867 erfolgten Tode war er Chefredakteur. Die journalistische Tätigkeit befriedigte ihn nicht; die wenige freie Zeit, die sein Amt ihm ließ, füllte er daher mit musikgeschichtlichen, philosophischen und litterarischen Arbeiten aus. Zu seinen Lieblingsdichtern gehörten Hölderlin und Lenau; über Lenau hielt er schon im Winter 1846—1847 Vorträge. Dauernden Wert hat seine „Geschichte

der ersten stehenden deutschen Oper“. Eine Geschichte des Liedes im 18. Jahrhundert konnte er nicht vollenden; sie wurde erst im Jahre 1871 von Erk herausgegeben. Auch einige Kompositionen von ihm fanden Anerkennung. An dem von Lindner's Frau herausgegebenen Roman „Sturm und Kompaß“, der auch Schopenhauer'sche Anschauungen darstellen will, arbeitete Lindner mit. Auch seine Mitarbeit an der Schaffung der Berliner Volksküchen verdient erwähnt zu werden.

Schopenhauer's Philosophie lernte er im Jahre 1851 durch die Parerga kennen. Im nächsten Jahre besuchte er Schopenhauer und blieb dann durch Briefwechsel mit ihm verbunden. Durch Aufsätze in der Vossischen Zeitung und durch sein gemeinsam mit Frauenstädt herausgegebenes Buch über Schopenhauer hat er weite Kreise angeregt, dessen Werke zu studieren. Auch durch allerlei Gefälligkeiten suchten er und seine Frau den einsamen Meister zu erfreuen, der ihnen dafür sehr dankbar war. Die Briefe Lindner's und Schopenhauer's sind fesselnd; die des Meisters sind in einem anziehenden Gesprächsstil gehalten. Lindner gab nur etwa zwei Drittel der an ihn gerichteten Briefe Schopenhauer's heraus; in dem vorliegenden Büchlein sind 19 Briefe des Meisters, anscheinend alle, die er an Lindner geschrieben hat, und 15 Briefe Lindner's an ihn abgedruckt. Auch enthält die Schrift eine kurze Lebensbeschreibung Lindner's. **Magnus Schwantje.**

Schopenhauer. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Dr. Hermann Schwarzwald. (Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von J. Ziehen; Nr. 72.) Verlag von L. Ehlermann, Dresden. 1911. 174 Seiten. Preis: gebunden 1,45 M.

Schopenhauer hat unter den Pädagogen nur wenige Freunde gefunden. Viele Lehrer der Litteratur pflegen ihren Schülern nichts über seine Werke zu berichten; andere stellen seine Anschauungen falsch dar und warnen die Schüler davor, seine Bücher zu lesen; nur wenige wagen es, ihn zu den großen Schriftstellern zu zählen, „die jeder Gebildete gelesen haben muß“. Auch unter den Philosophie-Professoren an den Universitäten sind nur wenige, die Schopenhauer's Werke verständnisvoll beurteilen.

Es ist daher doppelt erfreulich, daß nun eine Auswahl aus Schopenhauer's Schriften in eine für Schüler bestimmte Büchersammlung aufgenommen worden ist. Das Büchlein enthält die folgenden Stücke: „Ueber das metaphysische Bedürfnis des Menschen“, Auszüge aus der Preisschrift über die Grundlage der Moral (darunter das, vornehmlich vom Mitleid handelnde III. Kapitel: „Begründung der Ethik“), Auszüge

aus den „Aphorismen zur Lebensweisheit“ (darunter das II. Kapitel: „Von dem, was einer ist“) und „Ueber Schriftstellerei und Stil“. Das ist gewiß eine gute Auswahl für die Jugend. — Zu loben ist auch, daß außer einigen Kürzungen keine Aenderungen des Textes, auch nicht solche der Orthographie, ausgeführt wurden. — In der Einleitung steht eine kurze Lebensbeschreibung Schopenhauer's, in der hervorgehoben wird, daß Schopenhauer „nicht allein durch die ihm eigentümliche und von ihm zuerst nachdrücklich in die Philosophie eingeführte Frage nach dem Werte der Welt und des Lebens merkwürdig, sondern mehr noch durch seine allgemeinen schriftstellerischen Eigenschaften, durch seine Gemühtiefe und seine Verstandeschärfe, durch die Kraft, vor sich selbst und in der Mitteilung an Andere Aufrichtigkeit zu üben und strenge Wahrhaftigkeit zu bewahren, und durch die diesen persönlichen Eigenschaften entsprechende Kunst der prägnanten, geistvollen und dabei durchsichtigen Darstellung ausgezeichnet“ sei. — Am Schluß steht eine Erklärung von Fremdwörtern, fremdsprachigen Citaten usw.

Es ist anzunehmen, daß das Büchlein seinen Zweck, viele junge Leute zum späteren Studium der Werke des Meisters anzuregen, erfüllen wird.

Magnus Schwantje.

Schopenhauer als Vorbilder. Von Graf Hermann Keyserling. (Werdandi-Bücherei.) Verlag von Fritz Eckardt, Leipzig. 127 Seiten in Klein-8°. Preis: geb. 2 Mark.

Es giebt eine ganze Litteratur des Ueberflüssigen, des Schlechten und Seichten. Es ist mir aber noch kein Buch vorgekommen, welches überflüssiger wäre, als das oben angezeigte. Dem Verfasser, der auch in anderen Schriften einen sehr seichten Optimismus vertritt, fehlt jede Spur von Verständnis für den genialsten und tiefsten aller bisherigen Philosophen. Er versichert uns an zahlreichen Stellen, daß Schopenhauer ein so großer Geist gewesen sei, „wie es nur ganz wenige gegeben hat“, um darauf in einem Atem zu versichern, daß er nichts Rechtes geleistet habe. Manche lange Ausführungen des Verfassers sind mir absolut unverständlich, und ich bezweifle, daß irgend jemand erraten kann, was der Verfasser sich bei der Niederschrift dieser tief sinnig klingenden Worte gedacht hat. Ganz sinnlos sind meiner Meinung nach z. B. die Bemerkungen über Schopenhauer als Geschäftsmann. — Daß ein solches Buch von dem Werdandi-Bund, dem auch angesehene Schriftsteller angehören, herausgegeben werden konnte, ist verwunderlich. Ich glaube, daß manche angesehene Mitglieder dieses Bundes sehr erstaunt gewesen sind, als sie diese Veröffentlichung ihres Vereines sahen.

Pyrrhonicus.

Schriften-Besprechungen.

ooo

Die Weltanschauung der Halbgebildeten. Von Oskar A. H. Schmitz. Verlag von Georg Müller, München. 1914. 205 Seiten. Preis: 2 Mark.

Die erste Hälfte dieses Buches besteht aus 10 Aufsätzen gegen den Ostwald'schen Monismus. Mit großem Geschick weist Schmitz die Oberflächlichkeit und Verkehrtheit dieser Weltanschauung nach. Einigen seiner Ansichten stimme ich nicht zu; aber jeder Leser, dem das einfällige Gerede der meisten Führer des Monisten-Bundes zuwider ist und der in dem heutigen Monismus eine Gefahr für die geistige Entwicklung des deutschen Volkes erblickt, wird an den meisten Ausführungen in dem ersten Teil dieses Buches seine helle Freude haben. Besonders gut gelungen ist das Kapitel „Das Wesen des Monismus“, wo Schmitz sich gegen drei der Hauptlehren Ostwald's wendet, nämlich gegen den „energetischen Imperativ“, gegen die Behauptung, daß „das Spätere in der Entwicklung immer das Höhere“, also das Neueste immer das Beste sei, und gegen die, daß die Religion durch die Wissenschaft ersetzt werden müsse.“) Ferner weist Schmitz in diesem Aufsatz etliche Wortfälschungen Ostwald's in geschickter Weise nach. Auch in den anderen Aufsätzen zeigt Schmitz, wie wenig Ostwald von den Fähigkeiten besitzt, die zur Mitarbeit an philosophischen Aufgaben nötig sind. Nicht eingehend genug wendet Schmitz sich meiner Meinung nach gegen Ostwald's Unterschätzung des Gefühls und des intuitiven Erkennens.

Die zweite Hälfte des Buches, die in 11 Aufsätzen „Formen der Halbbildung“ bespricht, hat mich sehr enttäuscht. Der Verfasser spricht allerdings auch hier einige gute Gedanken aus, z. B. über die Moral in der Kunst; aber viel zahlreicher sind seine falschen, übertreibenden und einseitigen Urteile. — Höchst töricht ist der Aufsatz „Die Friedensschwärmer“. Er sagt: er könne zwar an die „Schrecken des Krieges . . . nur mit Schaudern denken“, und wir dürften den Krieg „nicht erhoffen“; aber dieser habe „auch seine gute Seite“, weil er die männliche Körperkraft wieder zu Ehren bringe und dadurch der Frauenbewegung entgegenwirke. Man müsse den Frauen zeigen, daß der Mann etwas könne, was die Frau nicht so gut könne; und

*) Ich empfehle den Lesern der E.R. auch die Beachtung des ausgezeichneten Aufsatzes „Auch ein Einwand gegen die Religion“ von Karl König in der Wochenschrift „Die Hilfe“, 1914, Nrn. 15 und 16. Dieser Aufsatz widerlegt die Behauptung Ostwald's, daß die Wissenschaft die Menschen einige, die Religion sie entzweie.

dazu gebe der Krieg die beste Gelegenheit. Die Frau müsse daran erinnert werden, daß sie „auf den Schutz des Mannes angewiesen“ sei. Wenn es aber keinen Krieg gäbe, brauchte die Frau ja gar keinen Schutz durch Krieger; wenn man den Krieg als ein Mittel preist, den Frauen ihre Schutzbedürftigkeit zu zeigen, so ist das also ebenso töricht wie die Behauptung: es wäre gut, wenn von Zeit zu Zeit in jedem Staat und jeder Provinz des Deutschen Reiches einige Tausend Häuser in Brand gesteckt würden, damit die Frauen sähen, daß sie auf die Rettung durch Feuerwehr-Männer angewiesen seien. Solche Brandstiftungen würden immerhin viel weniger Opfer fordern als selbst ein siegreicher Krieg. Daß in manchen Berufen der Mann tüchtiger ist als das Weib, weiß jeder vernünftige Mensch; das braucht nicht erst durch den Krieg bewiesen zu werden. Der Mann aber sollte mehr darauf hingewiesen werden, daß manches die Frau besser kann als er. Wenn die kriegerische Tüchtigkeit die einzige wäre, die der Man in höherem Grade besitzt als die Frau, so wäre es doppelt nötig, daß der Frau die selben Rechte wie dem Manne eingeräumt werden. Mehrere Male betont der Verfasser, daß wir den Krieg wegen seiner Schrecklichkeit nicht „wünschen“, nicht „erhoffen“, nicht „vom Zaune brechen“ dürfen; am Schluß stellt er aber doch den Krieg als einen Segen, also auch als wünschenswert hin, weil „ein langer Friede die Kultur verflache“ und der Krieg „die Heldentriebe der Menschheit wieder wecke“. An mehreren Stellen sagt er, daß im Kriege „zunächst die derb körperlichen Kräfte“ betätigt werden, und daß man im Kriege nicht „den Geist pflegen“ kann; dennoch preist er den Krieg als ein Mittel, „durch die männliche Schöpferkraft dieses Leben wieder auf eine so hohe Stufe zu erheben, daß die Frau nicht weiteifern kann“. An einer anderen Stelle sagt er, daß die Frau „auf die Dauer niemals aus Pflichtgefühl, sondern immer nur aus innerer Ueberzeugung heraus die Ueberlegenheit des Mannes anerkennen“ werde; als ob Pflichtgefühl in etwas Anderem als „innerer Ueberzeugung“ wurzeln könnte. Das ganze Kapitel wimmelt von solchem unbedachtem Gerede. — Daß der Verfasser die Friedensfreunde zu den „Schwärmern“ und den „Halbgebildeten“ zählt, zeugt von großer Selbstüberschätzung.

Ich rate dem Verfasser und dem Verleger, bei der Herausgabe der nächsten Auflage nur die erste Hälfte des Buches neudrucken zu lassen. Der weitaus größte Teil der zweiten

Hälfte ist nicht wert, gedruckt zu werden und kann die gute Wirkung der gegen Ostwald gerichteten Aufsätze nur verringern.

Magnus Schwantje.

Die Philosophie der Bibel. Von Professor Dr. Paul Deussen. Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig. 1913. XII und 304 Seiten. Preis: 4,50 Mark.

Die fünfte Abteilung (oder des zweiten Bandes zweite Abteilung) der „Allgemeinen Geschichte der Philosophie“ Paul Deussen's setzt sich die Aufgabe, die ursprüngliche Entstehung der Gedanken des Alten und des Neuen Testaments darzustellen und ihre Fortwirkung in Patristik und Scholastik zu verfolgen. Das vorliegende Buch, „Die Philosophie der Bibel“, bringt die erste Hälfte dieser Abteilung, „eine genetische Darstellung des biblischen Lehrinhalts, frei von jeder dogmatischen Befangenheit und doch nicht ohne Verständnis für die ewigen metaphysischen Wahrheiten, welche hier in der Hülle des Mythos vorliegen“ (Seite 2). Es verfolgt „die Entstehung des christlichen Gedankens von seinem ersten Aufkeimen in Aegypten, Babylonien, Palästina und Persien bis zu seiner Vollendung im Neuen Testament“ und berücksichtigt dabei in ausgedehntem Maße die neuesten Entzifferungen der Hieroglyphen und der babylonisch-assyrischen Keilschriften, die eine wesentliche Revision der Ansichten von den geschichtlichen Zusammenhängen veranlaßt haben.

Eine umfassende und eingehende Würdigung der „Allgemeinen Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen“ sei bis zu ihrer Vollendung zurückgestellt, und wir begnügen uns, die Ansicht eines bedeutenden Geistes über dies Lebenswerk Deussen's wiederzugeben: „Schon die bloße Tatsache, daß er die Religion hinzuzieht, beweist Deussen's Befähigung, die neue Aufgabe zu lösen, und seine lange Beschäftigung mit indischem Denken ist eine fernere Bürgschaft“ (Houston Stewart Chamberlain).

Fritz Schwarzenberger.

Buddhismus als Weltanschauung. Von Paul Dahlke. Verlag von Walter Markgraf, Breslau. 1912. 265 Seiten. Preis: 6 Mark.

Der eigentliche Zweck einer Weltanschauung ist es, Sinn und Bedeutung des Lebens zu begreifen. „Eine Weltanschauung haben, heißt: die zureichenden Gründe begreifen“ (Seite 17) sowohl für die Tatsache, daß etwas da ist, wie für die, daß etwas geschieht; für die beiden Grundtatsachen der Welt also, wie sie dem Denken sich darstellt. Eine Weltanschauung hält Dahlke deshalb für notwendig, weil ohne sie weder wirkliche Moral noch wirkliche Religion möglich sei. Die Wurzel beider erblickt er im Erkennen.

Glaube und Wissenschaft sind ebenfalls Antworten auf die Frage nach den zureichenden Gründen. Der Verfasser bezeichnet es nun als die negative Aufgabe seines Buches, zu zeigen, daß diese beiden keine das Denken befriedigenden Antworten zu geben vermögen; als seine positive Aufgabe, zu zeigen, daß im Buddhagedanken eine genügende Lösung gegeben ist, und diese in einer dem Menschen von heute faßbaren Form und Sprache darzulegen (Seite 8). Gegenstand eines zweiten Bandes seines Werkes wird es sein, das Problem der Moral und das Problem der Religion vom Buddhagedanken aus darzustellen.

Dieser Gedanke kümmert sich um keine erkenntniskritischen Untersuchungen der Philosophie; um keine Gesetze, wie sie die Wissenschaft als Maßsystem der Wirklichkeit aufstellt; und um keine transzendenten Glaubensüberzeugungen. Er beansprucht nur, in einer Weltanschauung Philosophie und Glauben zu ersetzen, in einer Arbeitshypothese die Wissenschaften zu befruchten und zu erneuern, indem er, als „Wirklichkeitslehre“, das Weltall begreift als eine unendlich große Zahl von Prozessen, das Weltgeschehen als ein ewiges Uebergehen von Prozeß zu Prozeß, ein stetes Anpassen von Prozeß an Prozeß (Seite 97). In dem Weltall, wie es sich ihm darstellt, giebt es nichts als ein anfangsloses Reagieren des „Ichprozesses“, des Bewußtseins, auf die Prozesse der Außenwelt in Form von Willensregungen (Seiten 58, 235). Dieses „Evangelium einer neuen Weltanschauung“ (Seite 197) eröffnet dem suchenden Denken einen Blick „aus einer Welt des Irrtums, in der wir alles unter der Form von Begriffen und Begriffenem, von Subjekt und Objekt sehen, in eine Welt, in der alle Gegensätze lodern verschmelzen in der anfangslosen Glut des Werdens“ (Seite 235). Diesem Gedanken erscheinen als Torheit alle die Experimente des Physiologen, der im Dienst seiner Wissenschaft alle jene Grausamkeiten begeht, wie sie beim Tierexperiment unvermeidlich sind. „Käme dermaleinst die Zeit, wo richtige Vorstellungen über das Leben in die Wissenschaft einzögen, die physiologischen Laboratorien würden nicht mehr diese Stätten sein, in welchen dem Wahn geopfert wird wie in den Tempeln blutiger Götzen“ (Seite 162). Auch dem Buddha liegt das Wesen aller Moral in der Selbstlosigkeit, deren Triebfeder das Mitleid ist.

Uns mit dem rein philosophischen Standpunkte des Verfassers dem unseren gegenüber, der nicht weniger als der seine beansprucht, aus einander zu setzen, müssen wir uns für eine andere Gelegenheit vorbehalten. Wir bleiben der festen Ueberzeugung, die dieses überaus gründliche Buch nicht zu erschüttern

vermocht hat, daß die Philosophie in unsern von Kant begründeten, von Schopenhauer zu Ende gedachten und in der Gegenwart systematisierten transzendentalen Idealismus einen Standpunkt der Weltauffassung erreicht hat, von dem aus die Natur des Seienden sich restlos verstehen läßt, und in dem die Gedanken der Weisesten aller Zeiten, zu welchen wir auch den Buddha zählen, sich innerlich zusammenschließen. Wir vermissen in diesem Werke aber, das doch auf eine ganze Reihe von Denkern einzugehen die Gelegenheit fand, jegliche Auseinandersetzung mit Schopenhauer's Metaphysik, wobei denn freilich ein schroffer Gegensatz in den erkenntnistheoretischen Grundansichten trotz der innigen Uebereinstimmung in den Ergebnissen der Weltdeutung sich hätte herausstellen müssen. Wir hoffen, da hier die Wahrheit nicht zwei so entgegengesetzte Bahnen gehen kann, sie in beiden auffinden zu können und die beiden Weltanschauungen so zu versöhnen.

Im Ganzen bildet das Werk in dem in unserer Zeit immer lebhafter gewordenen Ringen und Mühen nach einer Herz und Verstand in gleicher Weise beruhigenden und befriedigenden Weltanschauung eine einzigartige Erscheinung, der wir volles Verstandenwerden wünschen. Jedem an diesen Bemühungen Teilnehmenden sind die in die Tiefe gehenden und warm geschriebenen Aufsätze zu empfehlen.

Fritz Schwarzenberger.

Ueber das Genie. Eine psychologische Studie. Von **Georg Wendel.** Verlag von J. H. Ed. Heitz, Straßburg. 1909. 71 Seiten. Preis: 2 Mark.

Der erste Abschnitt dieser Studie teilt nach den beiden Hauptrichtungen unserer Seele das Genie ein in zwei Arten: das philosophische Genie, das in einer Gabe der objektiven Phantasie bestehe, und das künstlerische, das in der Gabe liege, „sich eine subjektive Welt der Gefühle und Vorstellungen zu schaffen, sodaß es gleichsam in einer anderen, höheren, nur ihm eigentümlichen Welt lebt“ (Seite 8). Der zweite Abschnitt spricht über den „objektiven Charakter des Genies“; der dritte zeigt den Unterschied auf zwischen dem normalen und dem genialen Menschen, im Wesentlichen auf der Grundlage der Schopenhauer'schen Willensmetaphysik. Ferner werden behandelt: die „Frage der Originalität und Bedingtheit des Genies“; der „Zusammenhang des objektiven mit dem subjektiven Genie“; die „Frage des Universalgenies“. Ein siebenter Abschnitt spricht über „Kunstrichter, Kenner und Künstler“; ein achter über „Virtuosentum, Gesangs- und Schauspielkunst“. Es folgt eine „psychophysische Betrachtung des Genies und des Talents“, die sich in Gegensatz setzt zu Max

Nordau's Auffassung eines qualitativen Unterschiedes zwischen Talent und Genie und zu seiner Rangordnung des Genies. Der Abschnitt „Genie und Talent“ stellt den Unterschied zwischen beiden darin fest, daß das Genie unbewußt und instinktiv schaffe, das Talent dagegen immer bewußt bleibe. Alsdann wird eine Aufzählung der „verschiedenen Arten des Genies“ gegeben, von denen das objektive in das philosophische und das wissenschaftliche Genie, das subjektive oder künstlerische nach den verschiedenen Künsten in ein dichterisches, musikalisches und bildendes Genie zerfällt.

In einem Anhang über „Genie und Irrsinn“ wird das richtige Begriffsverhältnis der psychologischen Grundeinteilungen, über das in der Tat ganz falsche Ansichten gang- und gäbe sind, in einem Schema unmißverständlich dargestellt und an zahlreichen Beispielen seiner einzelnen Erscheinungsarten erläutert.

Fritz Schwarzenberger.

Aesthetisches Skizzenbuch. Von **Georg Wendel.** Verlag von J. H. Ed. Heitz, Straßburg. 1910. 52 Seiten. Preis: 1,50 Mark.

Die Broschüre faßt acht Aufsätze zusammen, welche verschiedene Gebiete der Aesthetik berühren. Es wird von „Vorurteilen in der Aesthetik“ gesprochen, die nicht dem Künstler Gesetze vorzuschreiben, sondern diese erst aus den Meisterwerken aller Zeiten zu abstrahieren habe; vom „Wesen der tragischen Kunst“ im Sinne Schopenhauer's und Hebbel's; über „schildernde Poesie“, welche die Wirkung der Schönheit zu schildern und in der Landschaft Bewegung zu zeigen habe; und über „Märchen und Drama“: „Nie wird sich ein Märchen in ein Drama umwandeln lassen“ (Seite 21). Alsdann folgt eine Einleitung zu dem Buche des Verfassers „Der Schönheitsbegriff in der bildenden Kunst“ (Straßburg, 1908), das „die festen Grundsteine einer ‚Aesthetik der bildenden Kunst‘ zu legen“ sich vorsetzt und sich in ausdrücklichen Gegensatz zu den idealistisch-spekulativen Systemen der Aesthetik stellt, die „in der Kunst nicht Schönheit, sondern die Darstellung von Ideen und dergl. suchen“ (Seite 24 f.). Nach einer Betrachtung über „Aesthetischen Irrsinn“, der in der Verständnislosigkeit bis zur Abneigung dem Kunstwerk gegenüber gesehen und als ein Zeichen der Entartung aufgefaßt wird, kommt der Verfasser in den letzten beiden Aufsätzen zu einer Kritik der Kritik, deren Wert, wie immer wir auch über einzelnes Vorgebrachtes denken müssen, wir darin erblicken, daß sie ein scharfes Wort über die tatsächliche Verständnislosigkeit und Verrohung auf allen Gebieten der modernen Kritik redet.

Fritz Schwarzenberger.

Deutscher Glaube. Deutsches Vaterland. Deutsche Bildung. Von Paul de Lagarde. Das Wesentliche aus seinen Schriften, ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Daab. Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1914. VIII und 224 Seiten. Preis: kart. 2 Mark.

Das Lebenswerk Paul de Lagarde's besteht nicht in seinen zahlreichen gelehrten Arbeiten, sondern es sind seine „Deutschen Schriften“. „In ihnen ist er der Kündiger und Verkünder des deutschen Wesens“, das „erst noch zur Wahrheit und Wirkung bei uns kommen müßte“ (Seite V). „Ihm selbst ist das deutsche Wesen echt und ungefärbt aus den Denkmälern der deutschen Vergangenheit aufgeleuchtet, ihm ist es entgegengetreten in schlichten, unverbildeten Schichten und Gestalten des heutigen Volkslebens“ (Seite VI). „Lagarde weist nach, daß das neue Deutsche Reich noch kein deutsches Reich ist. Für ihn ist die deutsche Frage noch nicht gelöst. Denn es fehlt das erste: die nationale Einheit. Auch hier läßt er sich nicht durch den äußeren Anschein täuschen oder gar blenden, als wäre die äußere Zusammenbündelung der deutschen Stämme die nationale Einheit. Er fragt nach der inneren Einheit, nach der Einheit des Geistes“ (Seite VII).

In diesen Worten des verständnisvollen Geleitwortes des Herausgebers wird das Schaffen Lagarde's seinem Wesen und seinem Ziele nach gekennzeichnet. Bitter notwendig brauchen wir in unserer Zeit, in der undeutsche Richtungen eine in ihrer Erfolgsicherheit kaum gestörte „Kursmaklerherrschaft“ ausüben, die über das Litterarische und überhaupt Geistige bei uns regiert, und in „innerster Feindseligkeit gegen ein gesundes, aufrichtiges, ordnendes, seine besten Güter in Treue wahrendes Deutschtum“ rastlos und emsig an der Zerstörung des Volkstums arbeiten (Eduard Heick), — bitter notwendig brauchen wir da deutsche Geister, die das schon nicht überall mehr wache Selbstbewußtsein wiedergeben und aufrufen gegen die oft wahrlich empörende Behandlung des bewußten Deutschtums.

Die hier unter dem einheitlichen Gesichtspunkt zusammengefaßten Gedanken des aufrechten Mannes werden den rechten Weg zurück zum deutschen Volksgedanken weisen.

Dem gediegen ausgestatteten Buche sind 16 vortreffliche Wiedergaben deutscher Bildnisse nach alten Meistern mitgegeben.

Fritz Schwarzenberger.

Meine fünf Klosterjahre. Von Heinrich Siemer. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. 1913. Preis: gebunden 4 M.

In einer oldenburgischen Kleinstadt empfing der Verfasser die ersten Jugendeindrücke. Eine Missionsrede des bekannten Dominikanerpaters Bonaventura, den der Autor vortrefflich schildert, bestimmte ihn, sich dem Ordensstand zu widmen. Mit 15 $\frac{1}{2}$ Jahren erfolgte sein Eintritt in das Juvenat. Gleich bei der Ankunft im grauen, kasernenähnlichen Kloster erfahren seine Träume von kunstvollen, poesieumrankten Bauten die erste Ernüchterung. Die mittelalterliche Klosterdisciplin, die militärische Tageseinteilung, die Unmöglichkeit persönlicher Freundschaften, der Mangel moderner Hygiene, der ungenügende, allein auf Theologie zugestutzte Unterricht, die Verständnislosigkeit für weltliche Litteraturschätze, alles dies wird eingehend beleuchtet. Der Schönheit des Kirchengebäudes, den Schauern mystischer Inbrunst widmet er verständnisvolle Zeilen. Die Kapitel über Bußdisciplin und Liebe sind frei von Sensationslust, was vortrefflich gegen so manche „Bekanntnisse“ ehemaliger Ordensleute absticht; hier läßt der Verfasser seiner Bewunderung für das Fanatisch-Üebermenschliche, die sich wie ein Leitmotiv durch die gesamte Betrachtung zieht, freien Lauf. Er stellt dabei den deutschen Klöstern ein gutes Zeugnis aus. In die Schilderung der minderen Brüder strenger Observanz schiebt er ein recht lesenswertes Kapitel über die wissenschaftlichen Studien im Kloster ein. Mit 21 Jahren verließ Siemer sein drittes Ordenshaus und kehrte in die Welt zurück. Er entläßt den Leser mit der Versicherung, er bedauere die Klosterjahre nicht, weil er sie gelebt, ausgekostet und somit für sein ferneres Leben nutzbar gestaltet habe.

Das Buch ist, wie alle derartigen Werke, persönlich beeinflusst. So wird es z. B. den aufmerksamen Leser merkwürdig anmuten, daß alle geschilderten Klosterleute etwas beschränkt erscheinen. Wenn wir uns aber vor Augen halten, daß ein um sein Ideal Betrogener spricht, so verstehen wir leicht den subjektiv-pessimistischen Einschlag, der in meinen Augen dem Buch erst jenen eigenen Reiz verleiht, den alle Bekenntnisse auf uns ausüben. Vieles reizt zum Widerspruch, der Gläubige wird hier, der Kirchenfeindliche dort zur Kritik getrieben; aber beide werden das Buch nicht ohne Genuß und Nutzen fortlegen; will es uns doch anleiten, Vorurteile zu überwinden, ohne blind des Autors Ansichten nachzubeten.

Otto Maria Pascendi.



Koste die Zeit des Beisammenseins mit deinen Lieben aus!

Von **Christian Wagner** in Warmbronn (Württemberg).*)

Koste jede Stunde des Beisammenseins mit deinen Lieben aus! Koste sie aus wie der Knabe einen Honigtopf auskostet, den man ihm zum Naschen gegeben, — langsam und bedächtig, bis zum Bodensatz und zur Neige, auf daß es ja lange währe und ja nichts verloren gehe von dem köstlichen Saft. O, koste also auch du die Zeit deines Beisammenseins aus, koste auch du also ihre Liebe aus. Ueber Nacht, und sie sind nicht mehr, und du wirst ihnen nachstarren und fühlen, was du gehabt und was du verloren, und wie du so grenzenlos töricht gewesen, den Honigtopf ihrer Liebe so wenig zu kosten.

Aus „Neuer Glaube“ von Christian Wagner.

Wenn der Mensch nahe den Achtzig ist, geht seine Sehnsucht wieder zurück. So zog mich heute eine unsagbare Sehnsucht nach unserem früheren Acker auf den Widdumrain mit seinen tragenden Bäumen. Vorn am Weg ein knorriger Rostäpfel-, dann der Wengertäpfel-, dann der Franzosenäpfel-Baum, sodann ein Paar Birnbäume und zuletzt der Behringsäpfelbaum. Alle waren sie noch da, die meisten stattlicher als ums Jahr 1888, als ich den Acker verkaufte. Ich allein war weniger geworden, nicht nur an äußerer Gestalt, sondern weit, weit mehr an innerem Gehalt, an der Fähigkeit das Glück zu fassen, zu genießen, so ganz und voll in mich aufzunehmen. Ich kam zur Erkenntniß, daß ich arm, arm, sehr arm geworden sei. — Es war doch hier auf diesen Glücksacker, und vollends auf den daneben gelegenen, der meinem Schwiegervater gehörte, ein wahrer Glückseeligkeitshimmel niedergesenkt worden. Da kamen in obstreichen Jahren, die es dazumal häufig gab, Mädchen, braune Mädchen dahergehüpft, darunter auch meine spätere Frau. Da war ein Jakobiäpfelbaum mit Früchten wie Porzellan, dabei schön rotbackig. Sämtliche Schürzen wurden voll von dem einzigen Baum; denn dies waren die besten. Doch waren auch noch andere da. — Und ich erinnere mich noch recht gut: Auch damals hatte ich nicht das volle Glücksgefühl, das

sich hierfür gehört hätte. Und war doch um 40 Jahre jünger. Und was ist heut noch da hiervon? Ein Etwas, ein Seelisches, ein Fluidum. — Wie sollen wir nennen? Ich nahm Erdschollen mit von dem heiligen Acker. Mich wieder rückleben zu können, habe ich heißes Verlangen. Und doch war es dazumal eine arme Zeit. Und trotzdem würde ich mich seelig, überseelig schätzen. — O nur einen Augenblick! — Das Glück, das ich damals nicht richtig ausgekostet, die Liebe, die ich zu wenig bewertet, möchte ich noch einmal vornehmen, den letzten Tropfen aus ihr herauspressen. — Und wieder: Die Liebe, obschon sie an jedem Rain und Feldweg wächst, ist doch das Edelste. — Aber freilich: So wenig ich erwarten kann, daß, sagen wir zum Beispiel das Jahr 1876 oder 1880 wieder zurückkehre, so wenig kann ich von den Geschehnissen dieses Jahres erwarten, daß sie wiederkehren werden. — Und sie, die dazumal glücklich waren: wo sind sie jetzt? Könnten sie nimmer in das Heut hereingelootet werden?

Aber es giebt ein Zurückgebliebenes unserer Toten, ein Fluidum, ein zwar nicht Wägbares, aber doch Fühlbares. Sicher ist, daß uns hierfür die Sinne fehlen. Und gerade daß der Schlußpunkt fehlt, nimmt dem Leben die Harmonie.

◀◀◀

*) In einem der nächsten Hefte will der verehrungswürdige Dichter den Lesern der „Ethischen Rundschau“ seine Lebensgeschichte erzählen. Der Herausgeber.



Treu bis in den Tod.

Ein Tier-Friedhof.

Von Hans Weber in Berlin.

ooo

Als wir noch Kinder waren, trieben wir allerlei lustige Spiele: Verlobung, Hochzeit, Familie, Zank und Versöhnung. Aber am schönsten war's, wenn wir Begräbnis hatten. — Wenn eines Frühmorgens der lustige Piepmatz tot im Bauer lag, dann drückte auf einmal eine Beklemmung unsere kleine Brust: daß der fröhliche, pfeifende Piepmatz — sterben mußte! Wir betteten ihn in die schönste Schatulle, die wir hatten, trugen ihn mit feierlichem Geleit in den Garten hinunter und begruben ihn. Und kamen wieder herauf und hockten eng beisammen im Ofenwinkel, — und sprachen wenig und dachten viel.

Oder war es nicht schön, einen kleinen braunen Maikäfer zu bestatten? Der kam in eine mollig wattierte Streichholzschachtel und wurde in die Tiefe eines Blumentopfes versenkt. Und über seinem kleinen Sarge erstand ein grünendes Hügelchen. Und wenn wir's fleißig begossen, wurde bald vor dem Fenster ein buntes, duftendes Blüten draus, und wir glaubten nicht anders, als daß es vom kleinen Maikäfer herkäme.

Meine Schwestern sagten, wir hätten ein

Hundelchen besessen, ein zwerghaft winziges, zierbeiniges, schwarzes Spitzchen, mutig wie ein Held. Die mächtigsten Karrengäule ging es an und tanzte vor ihnen her und kläffte zu ihnen hinauf. Es war so treu und wachsam wie ein großer Hofhund. Aber am treuesten wurde es, als ich zur Welt kam. Da hatte es eine Aufgabe ganz für sich. Es wich nicht von mir. Bei Nacht lag es auf der Wiegendecke und ließ keinen heran als die Mutter. Und bei Tag sprang's draußen um mein Wägelchen herum, immer im Kreis herum mit lautem Gebell. Das sollte heißen: „Drei Schritt zurück, ihr Volk, hier kommt der Prinz!“ — Ami hieß es.

Eines Tages geht es wieder hinaus in die Sonne, und Ami tummelt sich vor meiner Karosse und reißt die Grasbüschel aus vor lauter Lust. Da kommt ein Gleis. Unversehens saust die Schranke herab, der Zug donnert heran und Ami, der nichts sieht und hört als Gefahr für mich, springt wütend der großen fauchenden Katze, der Lokomotive, an die Brust — — — Mon ami. Mein Freund.

Seit sie mir das erzählten, hab' ich oft umhergesehen und manchem Spitzchen das dunkle

Fell gekraut und seine blanken Augen gefragt: sah so der Ami aus, wie du? Und hält' ihm gern ein Hügelchen bepflanz, wie dem Piepmatz und den Maikäfern.

Dann kam ich in die Galerieen und sah Bilder um Bilder. Und sonderbar, auf so vielen, die von großen Zeiten und Menschen redeten, fand ich einen Ami, einen Freund, einen treuen Hund. Er hütet die Riesenherden der Erzväter auf ihren Nomadenwegen und liegt, ein guter Wächter, vor der Krippe in Bethlehem. Vor dem Heerzuge Alexander's springen die Rüden so kampflustig umher wie vor den Legionen der Cäsaren. Dem blutgewohnten Tilly spielt ein Hündchen um die Füße. Der alte Fritz nimmt seine Windspiele mit in's schlesische Kriegslager. Und Napoleon, der kalten Auges über die Leichenfelder ritt, blickt sinnbetroffen eine Hündin an, die ihre Kleinen säugt.

Einer der größten Hundefreunde war wohl Richard Wagner. Vom braven Robber, dem Neufundländer, den er bei seiner Flucht aus Riga mit Lebensgefahr über die russische Grenze schmuggelte, bis zu seinen Bayreuther Wächtern ist er kein Jahr seines Lebens ohne treuen Hund gewesen. Für einen fremden Köter, dem er die wunde Tatze verband und sich selbst dabei eine Daumenverletzung zuzog, ließ er vier Wochen lang die halbfertigen „Meistersinger“ liegen. Er kannte die Tiere so gut, daß er das Wort schrieb: „Es ist urmenschlicher Weisheit aufgegangen, daß, was im Menschen atmet, das Selbe ist wie im Tiere“. Und er sagte: „Die Jünger verstanden den Herrn fast ebenso wenig, als ein treuer Hund uns; doch — sie liebten ihn...“ Und: „Was erwarten wir von einer Religion, die das Mitleid mit den Tieren ausschlösse!“

Dieses Mitleid mit den Tieren wandelte sich in ihm zu einer schönen Liebe zu den Tieren, die über deren Tod hinaus dauerte. Daran mußte ich gestern denken, als ich den kleinen Hundefriedhof besuchte, weit draußen in der Müllerstraße, an der Grenzlinie Berlin's. Er ist gar nicht leicht zu finden, und manche Hundchen trippeln wohl ahnungslos an ihm vorbei. Erst als ich einen Mann, der fleißig in seinem Garten grub, um Bescheid fragte, bekam ich die Richtung: „Gradaus, dann rechts und links und zweimal um die Ecke und wieder gradaus, da liegt der Kirchhof“. Er sagte: Kirchhof. Es war keine Spur von Ironie in dem Wort, er sagte es treubieder und so ernst gemeint, daß es mich — ich möchte beinahe sagen — ein wenig anheimelte.

Daß ich's nur gestehe: ich hatte nicht viel mehr erwartet als eine primitive Spielerei, von ein paar übersentimentalen alten Jungfern verübt. Aber es gab eine schöne Enttäuschung. Mein erster Eindruck, als ich durch die Umgitterung eintrat, war: das ist wie ein Kinderfriedhof. In

langen Reihen etwa hundert kleine schmucke Gräberchen, alle mit Blumen oder Kränzchen, alle mit kleinen Gedenktafeln. Viele gar, wie wir's oft bei Kinderhügeln finden, mit dem Bild des Lieblings. Und auf allen Tafeln ein paar Worte liebenden Erinnerens, schlicht, treuherzig, herzlich, aber niemals überschwänglich. Es war ganz eigentümlich: ich hatte, als ich so durch die Reihen ging, das Gefühl, solch ein Hundefriedhof sei doch eigentlich eine ganz selbstverständliche und begreifliche Sache; es war mir, als sähe ich so etwas gar nicht zum ersten Mal. Während ich die Tafeln las, tauchten unwillkürlich nicht nur die Amis, die da lagen, vor mir auf, sondern auch ihre Herrchen und Frauchen. Es trifft gewiß zu, dachte ich, was man sagt: wer die Tiere lieb hat, ist kein schlechter Mensch. Bei all den hundert Inschriften ist mir auch nicht ein einziges Mal eingefallen, das oder jenes sei so etwas wie eine Gefühlsduselei. Ich habe mir einige davon gemerkt und will sie hersetzen. Da steht zum Beispiel:

Hier liegt unser schönes Hundeken,
der stolze Dobermann Amsdorf von
Hochheim, überfahren am . . .

Hier liegt unsere liebe, treue Lady.
Alle, die dich kannten, hatten dich
lieb. Herrchen und Frauchen hatten
dich lieb.

Unser treuer, unvergessener Kamerad.
Dem treuen Zampa in Dankbarkeit.
Hier liegt mein treuer Freund und
Begleiter.

Unser lieber, guter Flocki. Er war
lieb und treu bis in den Tod.

Da steht gar ein poetischer Nachruf:

Ich dachte hin, ich dachte her,
Das Glück dir zu erwerben,
Nur an das eine dacht' ich nicht:
Daß du mir würdest sterben.

Kann man darüber böse sein?

Ein einsames Frauchen, dem wohl nichts
Liebes weiter auf der Welt geblieben war als
ihr „Ami“, trauert:

Meinem treuen Hundekind Tiny
als Letztes von ihrem sie nie ver-
gessenden Muttmchen.

Kann man böse sein? — Selbst eine kleine
Entgleisung ins Religiöse erweckt nur ein Lächeln
leiser Rührung. Da steht nämlich:

Hier ruht in Gott mein liebes Telichen. .

Aller versuchten Entrüstung ist von vorn herein
die Spitze abgebrochen; denn es handelt sich
nicht etwa um eine buddhistische Demonstration

oder dergleichen, sondern die schlichte Seele, die das schrieb, war einfach der Meinung, auf einem Grabstein könne nichts Besseres stehen als: Hier ruht in Gott . . .

Und einem ähnlichen Gedankengang folgt wohl diese Tafel:

Hier ruht nach langem schweren
Leiden . . .

Und auch das übliche „Ruhe sanft“ fehlt nicht.

In diesem kleinen Friedensgärtchen haben auch Hündchen ihre Stätte gefunden, die ihren Herren noch mehr als Freund und Begleiter waren. Eine Inschrift sagt:

Hier liegt mein braver Artist. Er
war mir 18 Jahre lang ein treuer
Kamerad.

Es ist gewiß nicht unwürdig, in solch einfachen Worten einem treuen Tier für empfangene Wohltaten zu danken. Es ist wirklich mehr dabei als sentimentale Spielerei.

An einer Stelle kam mir gar ein tief andächtiges Besinnen. Da stand zu lesen:

Du hast die Tiere unserm Herzen
nähergebracht, denn du hast uns
gezeigt, wie viel wir Menschen noch
zu lernen haben.

Unwillkürlich flogen von dieser kleinen Marmortafel aus meine Gedanken in die Weite, nach der Schweiz hinüber, hoch zum ewigen

Schnee des großen St. Bernhard hinauf, wo an der stillen Klostermauer entlang die braven, starken, zottigen Kerle begraben liegen, von denen wir Menschen „noch so viel zu lernen haben“.

Dann, als ich das Gitter hinter mir schloß, wußte ich auf einmal, wo ich dergleichen schon gesehen hatte. In Bayreuth. Tief hinten im Garten von Wahnfried. — Wagner hat sich bekanntlich gleichzeitig mit dem Bau seines Hauses auch sein letztes „Asyl“ mauern lassen, sein Grab. Wir kennen ja die gewaltige Granitplatte, die ihn deckt. Kaum in Schrittweite davon ragt ein grauer Stein aus dem dunklen Epheuteppich; auf dem steht:

Hier ruht und wacht
Wagner's Ruß.

Der brave Ruß, der treue Diener seines Herrn, der prächtige Bernhardiner. Er ließ den Meister nicht einen Blick lang aus den Augen und holte sich eine Lungenentzündung, als er gegen den starken Märzwind neben dem Wagen herlief. Daran starb er. Wagner legte ihn zu Füßen seines eigenen Grabes hin. Wie er sein Leben lang von treuen Hunden behütet und bewacht war, so sollte es auch im Todeschlaf sein. Und rings um den Ruß herum liegen alle seine Nachfolger, jeder mit seiner Namenstafel, ein stiller, schlichter, grünübersponnener Hundefriedhof. —

Es ist keine Spielerei.



Richard Wagner's Ruß.

Der Jagdfilm.

Von Hans Paasche.

ooo

Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, der Mit-herausgeber des „Vortrupp“, hat in der „Täglichen Rundschau“ (Berlin) den folgenden Aufsatz veröffentlicht, den ich mit gütiger Erlaubnis dieser Zeitung abdrucke. Da Hans Paasche, der große Reisen im Innern Afrikas gemacht hat, einer der besten Kenner des afrikanischen Tierlebens und der Tierphotographie ist, verdient sein vernichtendes Urteil über den afrikanischen Jagdfilm besondere Beachtung.

Gegen die kinematographische Vorführung von Jagdszenen und Vivisektionen richten sich auch zwei Aufsätze in Heft 11/2 der Ethischen Rundschau. M. S.

Es ist das Streben des weidgerechten Jägers, das Tier, das er erbeuten will, so schnell wie möglich vom Leben zum Tode zu befördern. Das lebende und sich bewegende Tier kommt also bei der weidmännischen Jagd schnell in den Zustand dauernder Ruhe. Für den Kientopp braucht man bewegte Bilder, daraus ergibt sich, daß die Darstellung einer Jagd, die weidgerecht ausgeübt wird, ein undankbarer Stoff für Filmaufnahmen ist. Da Tierbilder an sich einen großen Reiz haben, wünschen die Lichtbildtheater solche Aufnahmen. Die Tiere der Wildnis aber sind flüchtig, und weil man nur in seltenen Fällen mit einem Kinoaufnahmekasten an ahnungslose Tiere und bewegte Tiere der Wildnis hinkommt, muß sich jemand, der den Kinotheatern Tierbilder liefern will und nicht die Ausdauer oder die Geldmittel hat, die nötig sind, um der unberührten Natur etwas abzurufen, bemühen, die Tiere in einen Zustand zu versetzen, der es ihnen unmöglich macht, dem Lichtbildekasten zu entfliehen und sie doch nicht ganz bewegungsunfähig macht. Die Tiere der Wildnis können außerdem gefährlich werden (darin liegt ja gerade ein besonderer Reiz für den Zuschauer). Auch deshalb empfiehlt es sich, sie vor der photographischen Aufnahme bis zu einem gewissen Grade kampfunfähig zu machen und ihre Bewegungsfähigkeit zu lähmen. Das Geschick des leistungsfähigen Filmphotographen besteht dann darin, die ermatteten, halbgelähmten oder angebandenen Tiere durch äußere Mittel so sehr anzustacheln, daß sie die Bewegungen machen, die für den Zweck der Aufnahme geeignet sind und von den Zuschauern für Bewegungen frei herumlaufender Tiere gehalten werden können. Andererseits hat der geschickte Photograph darauf zu sehen, daß das Tier nicht zu schnell in den Zustand völliger Ermattung kommt und nicht zu schnell verendet. Es

muß erst ein Filmstreifen mit abwechslungsreichen Bildern aufgenommen worden sein.

Gerade jetzt ist es gelungen, diese Aufgaben in durchaus zielbewußter Weise zu lösen. Die Mittel und Wege sind gar nicht so schwierig, wie man glauben sollte.

Zuerst die Frage, wie man die Tiere unfähig macht zu fliehen oder anzugreifen. Erstes Mittel: Man schießt sie einfach an, statt sie schnell totzuschießen. Allerdings kann man die Aufnahmen dann nicht mehr Natururkunden nennen. Aber man nennt sie „Jagdfilm“. Das hat sogar einen ganz neuen Reiz. Man kann das Anschleichen, den Schuß, das Zusammenbrechen des Wildes darstellen und eine fortlaufende Handlung zusammenstellen, wie das für den Kientopp erwünscht ist. Es giebt Schüsse genug, bei denen das Wild vor Schmerz stehen bleibt, ohne sogleich zusammenzubrechen. Sieht man, daß solch ein glücklicher Schuß angebracht ist, dann heißt es: ran mit dem Apparat und die Kurbel gedreht! Aber das totwunde Tier steht zu ruhig, oder es sitzt ermattet im Wundbett. Das wird langweilig im Kientopp. Da heißt es: „Hunde los: ho! ho!“ Und nun schlägt das deutsche Weidmannsherz höher, wenn die treuen Gefährten anpacken und das krankgeschossene Tier mit scharfen Bissen in die Hinterläufe zwacken, daß es sich umdreht und den Angreifern die Hörner entgegenhält. Das ist echte deutsche Weidmannskunst. Die Kurbel gedreht! Noch eine Koppel Hunde los! Das macht sichforsch. Die Hunde „decken das Stück“. Aber plötzlich fliegt ein Hund heraus. Eine Träne rinnt über das edle deutsche Weidmannsantlitz. Der treue Gefährte im Dienste des Kientopps geopfert! Gerade der beste Hund war es natürlich. Und doch entsteht ein Freudengefühl in dem wackeren Filmweidmann. Gehört es nicht auch zu den Reizen des Stierkampfes, daß Pferde und Menschen verwundet, getötet werden? Ähnliches will auch der Kinobesucher sehen. Das ist neu, das prickelt. Das schafft dem erfindungslustigen Afrikareisenden neuester Art Anerkennung.

Eine gewisse Kunst scheint darin zu stecken, ein wildes Tier so anzuschließen, daß es in seiner letzten Lebensstunde ein gutes Modell für die Filmindustrie abgiebt und nicht zu schnell verendet. Aber in den Steppen Afrikas laufen Tiere mancher Arten in solcher Zahl umher, daß man sich nicht zu grämen

braucht, wenn einige Schüsse zu stark wirken sollten, sodaß die getroffenen Tiere sogleich tot sind und den Zwecken der heutigen Kultur nicht mehr dienstbar gemacht werden können. Am besten ist es, wenn der Weidmann-Photograph auf so viele Tiere wie möglich schießt. Er wird dann immer einige Verwundungen erzielen, die sich für den Zweck seiner Aufnahmen eignen. Bei gefährlicheren Tieren, wie Löwen, Nashörnern, Elefanten, muß er ziemlich lange warten, damit sie sich stark erschöpfen. Auch hier empfiehlt es sich, erst Hunde vorzuschicken, um an dem Verhalten des Tieres gegen die Hunde zu sehen, wie stark die Ermattung vorgeschritten ist, und sich nicht selbst wirklicher Gefahr auszusetzen. Ein Löwe, der durch das Kreuz geschossen ist, ist völlig kampfunfähig. Wenn man sich ihm, nachdem man genau festgestellt hat, daß er sich nicht vom Platze rühren kann, von vorne nähert, kann man einen sehr wirkungsvollen Filmstreifen herstellen, weil der Löwe aus Schmerz, Wut und Angst die Zähne zeigt und mit dem Vorderkörper einige Bewegungen macht, die für eine Aufnahme genügen, da man ja später die Filmstreifen nach Bedarf mit der Schere zusammensetzen kann. Nashorne und Elefanten sind leider meist flüchtig und laufen, wenn man ihnen begegnet, meist so schnell, daß an eine Filmaufnahme nicht zu denken ist. Zudem stehen sie meist im dichtesten Busch, wo überhaupt keine Aufnahme möglich ist. Hier setzt wieder die Kunst des Weidmannes ein. Er fängt die Tiere in Gruben oder mit anderen Mitteln ein, und bindet sie an den Hinterfüßen an. Nun kann er es sich einrichten wie auf einer Schaubühne. Bäume werden gefällt, Aeste und Laubwerk sorgfältig beseitigt, wie es zu einer guten Aufnahme nötig ist. Denn, so romantisch der Urwald ist, wo man nicht vorher mit dem Standhauer arbeitet, hängt immer ein Zweig vor dem Objektiv. Der Lichtbildkurbelkasten wird aufgestellt. Dann werden die Tiere gereizt, bis sie mit dem Kopf und dem Vorderteil aus dem Busch herauskommen. Ruck: das Tau hält hinten fest, das Tier hebt und senkt den Kopf hilflos. Eine schöne, aufregende Jagdgeschichte läßt sich dazu erzählen.

Hat man erst diese Aufnahme, dann kann man nachträglich noch den Anmarsch der Träger auf dem Urwaldpfad photographieren. Die Neger lassen sich für solche Aufnahmen so gut einüben, daß sie im Vorbeigehen nicht nach dem Aufnahmekasten hinsehen und nicht lachen. Es ist besser, diese Aufnahme für die Zusammenstellung der Films nachträglich zu machen, da man nicht wissen kann, ob aus der Jagd etwas wird, und gut macht es sich doch, wenn man später den Film abrollt und

erklären kann: „Die besten Eingeborenenjäger führten mich. Lautlos schritten wir auf dem Elefantenpfad. Drei Tage waren wir unterwegs. Da plötzlich zeigt der Führer auf jenen dunklen Busch. Darin steht der ‚Kapitale‘ . . .“

Nie aber sollte der Filmweidmann ohne Hunde gehen. Die Hunde bringen immer Leben in die Sache. Entweder hetzen sie die todwunden Tiere umher oder sie zerran sie noch an den toten Körpern, die ihre Schuldigkeit getan haben, oder, wenn man Glück hat, werden sie von den sonst flüchtigen Tieren im Todeskampf mit den Hörnern gespießt. Das alles ist guter Stoff zum Photographieren. Die Zuschauer im Kinosessel glühen vor Aufregung: Blut! „Da sieht man den Blutfleck an dem Horn!“ — „Bis dorthin war der Hund auf das Horn gespießt!“ In einem Film, den ich sah, wird ein Elefant gezeigt, der tot in einem Bache liegt. Das Wasser bewegt sich unter dem Leib: „Sieh mal, Blut!“ höre ich im Dunkel hinter mir eine erregte Frauenstimme. Und kurz darauf, wie enttäuscht: „Ach, es ist ja nur Wasser.“

Die Tierphotographie, die auf Natururkunden ausgeht, hat sich bis jetzt von Tierquälereien ziemlich freigehalten, und man hat es als Grausamkeit an den Pranger gestellt, wenn Leoparden in Fangeisen photographiert wurden und es deutlich war, daß lange Vorbereitungen getroffen wurden, die Falle mit Zweigen zu verblenden, um dem Beschauer ein frei lebendes Tier vorzutauschen. Gewiß sind angeschossene Tiere vor dem Fangschuß photographiert worden, aber man hat den Eindruck, oder kann es doch wenigstens annehmen, daß die Todesqual nicht künstlich verlängert wurde. Auch wurden solche Bilder etwas im Hintergrunde gehalten. Die Jagdfilmaufnahmen aber leben geradezu von der Verlängerung der Todesqualen, vom Hetzen, Aengstigen, Quälen sterbender Geschöpfe.

Der Jagdfilm ist aber auch an sich etwas Unerfreuliches; denn er muß immer gestellt werden. Der Schütze soll dabei zugleich Kinoschauspieler sein. Es ist klar, daß jemand, der an die Wildtöterstellungen zu denken hat, mit denen er die Phantasie von Großstadtkindern aufregen will, die ernste Pflicht vernachlässigt, das Wild weidgerecht zu töten.

Es ist seltsam, daß sich bei den Besuchern der Kinos kaum Widerspruch regt, wenn Bilder gezeigt werden, die nur auf Kosten jeder weidgerechten Jagdausübung, ja nur durch handgreifliche Grausamkeiten zustande gebracht sein können. Diese Zuschauer verstellen eben von der Jagd und vom Tierleben nicht viel. Sie stehen den Fragen scheu gegenüber und kommen nicht zu eigenem Urteil. Vielleicht neigen sie auch dazu, Jagd und Schlachten gemeinsam für Handwerke zu halten, die nicht ohne eine ge-

wisse Abhärtung der Gefühle ausgeübt werden können. Ob sie darin Recht haben, soll hier nicht untersucht werden; sicher ist, daß die Jäger gut tun, sich dagegen zu verwehren, daß Jagdfilme, also Aufnahmen, die durch die Verlängerung von Todesqualen wilder Tiere zustande kommen, von einem Manne aufgenommen sein könnten, der das Recht hätte, sich zu ihnen zu zählen. Und wenn ein solcher Mann vielleicht noch hervorhebt, es sei deutsche Jagd, was er betreibe, so ist das besonders gefährlich. Denn hier könnte es leicht für eine Eigentümlichkeit deutscher Jägerei angesehen werden, für ganz ungewöhnliche Gleichgültigkeit gegen tierische Leiden noch eine zünftige Entschuldigung zu finden.

Auch deutsche Jäger wagen nicht zu widersprechen, wenn ausländische Jagdfilme gezeigt werden. Sie glauben, in afrikanischen oder antarktischen Jagdfragen nicht fachkundig zu sein und tadeln deshalb nicht einmal die unverkennbaren Grausamkeiten, für die es unter allen Breitengraden, wo Menschenherzen schlagen, doch nur einen Maßstab giebt und geben kann. Deshalb kann gegen die Jagdfilme nur einer sprechen, der in ausländischer Jagd und Tierphotographie eigene, anerkannte Erfahrungen hat. Das sind nur wenige. Darunter ich selbst, und deshalb muß ich sprechen. Ich halte mich für sachkundig; denn ich bin der erste gewesen, der mit einer einfachen Kamera auf kurze Entfernung an großes und gefährliches Wild hinan ging und es fotografierte. (Es war im Jahre 1906. Einige der Aufnahmen sind in meinem Werke „Im Morgenlicht“ veröffentlicht.) Danach kann man annehmen, daß ich die Möglichkeiten, Tiere der Steppe mit der Kamera zu überlisten, beurteilen kann; denn meine Aufnahmen konnte ich nicht ohne genaue Kenntnis des Verhaltens der Tiere machen. Der Laie glaubt vielleicht, da heute so sehr viele Reisende mit photographischen Apparaten ausgerüstet sind, müßten die mannigfachsten Erfolge der Tierphotographie zutage kommen, und alle Tiere der Wildnis müßten bereits mit der Kamera überlistet worden sein. Das ist aber durchaus nicht der Fall, und besonders in der Schaffung von Natur-Urkunden wird wenig Neues geleistet. Man muß da das Echte unterscheiden von den vielfachen Täuschungen. (Zahme Tiere in die Steppe gestellt, angeschossene, ausgestopfte oder in Fallen festgehaltene Tiere.) Schilling's Fernaufnahmen und seinen automatischen Nachtaufnahmen (1903) und meinen Nahaufnahmen (1906) schließt sich bisher nur ein Fortschritt in der afrikanischen Tierphotographie an: die wirklich wundervollen kinematographischen Aufnahmen ebenfalls in voller Freiheit überlisteter Tiere durch den Amerikaner Rainey (1910). Das Große und Neue an Schilling's ersten Bildern war die

Ueberlistung unberührter Tiere, die Schaffung von Natur-Urkunden. Wie eine Erlösung ging es zugleich mit dem Bekanntwerden dieser Bilder durch die naturliebende Menschheit. Mit unblutigen Trophäen kann fortan der tatelustige Abenteurer aus der Wildnis zurückkehren. Und dieser neue Gedanke trieb auch mich, trieb unter Anderen auch Dugmore und Rainey in die afrikanische Wildnis hinaus. Der Jagdfilm ist ein trauriger Rückschritt auf dem eingeschlagenen Wege. Der heilige, tiefe Schauer, der uns beim Anblick wirklicher Natur-Urkunden erfaßt, wird nun im Kientopp abgelöst durch die blutigen Vorgänge in der Steppe.

Und diese Vorgänge, die da geschildert werden, sind unecht. Sie sind weder Natur noch Jagd. Der Jäger, der zu solchen Darstellungen schweigt, richtet sich selbst.

Die Herstellung von Jagdfilmen ist eine Tierfolter zum Zwecke der Volksbelustigung. Wenn die Möglichkeit besteht, mit solchen Bildern Geld zu machen, dann werden fortan unerhörte Grausamkeiten an den Tieren der Wildnis begangen werden.

Grausamkeiten auf der Jagd sind ja strafrei und sind auch selten nachzuweisen; aber hier liegt doch der Fall vor, daß jemand mit der Jagd öffentlich Aerger erregt; und in Fällen, in denen der Jägerphotograph selbst die urkundlichen Beweise seiner verwerflichen Handlungsweise gegen Tiere zu bringen wagt, sollte der Staatsanwalt doch einschreiten.

Schließlich sollte der Jagdfilm als solcher verboten werden; denn es muß verrohend wirken, wenn das Töten von Tieren oder Menschen photographiert und im Kino wiedergegeben wird. Sei es nun ein Stierkampf oder das Schlachten oder Erschießen von Tieren. Da fehlt wirklich nur noch das Hinrichten von Menschen. Wenn man im Kino sieht, wie ein Jäger auf eine scharfgehörnte Antilope, die er leicht durch einen Fangschuß töten könnte, so lange Hunde hetzt, bis die Hunde aufgespießt werden, dann muß man auch darauf gefaßt sein, daß wir bald hören werden: „Leider kam mein Negerjunge Ali dem wütenden Tiere zu nahe und wurde getötet. Hier sehen Sie —, und so verlor ich meinen besten und treuesten Diener.“

Gewaltige Anstrengungen aller Gebildeten sind nötig, um Mittel und Wege zu finden, daß der Einzug der Kultur in die ferne Wildnis nicht eine schnelle Vernichtung der paradisischen Tierwelt mit sich bringe. Sollte aber die Vernichtung nicht zu hindern sein, so soll das sterbende Afrika wenigstens nicht den Fluch über Kulturvölker sprechen müssen, weil sie die letzten Reste der herrlichen Großtierwelt zu Tode quälen, um ihre müden Nerven durch den Anblick von Todeszuckungen unschuldiger Geschöpfe aufzupeitschen.

Kleine Aufsätze und Berichte.



Albert Gobat.

Nachruf auf Albert Gobat.

Das Internationale Friedensbureau in Bern veröffentlicht im April-Heft der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Die Friedensbewegung“ den folgenden Nachruf auf Albert Gobat, über dessen Tod die Ethische Rundschau schon im letzten Heft kurz berichtete.

„Albert Gobat, der Direktor des Internationalen Friedensbureaus, ist am 16. März eines plötzlichen Todes gestorben, zu Beginn einer Sitzung, welche die Kommission des Bureaus angesetzt hatte, um die Delegiertenversammlung vom 18. März vorzubereiten und die Vorarbeiten für den nächsten Weltfriedenskongreß zu treffen. Mitten aus seiner vollen Tätigkeit heraus, wie er es immer gewünscht, hat ihn der Tod gerissen, dem er, als furchtloser Ritter und rastloser Kämpfer, stets ruhigen Auges entgegengesehen.“

Albert Gobat wurde im Jahre 1843 in Tramelan, einem kleinen Juradorfe, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er im Herrenhuter Institut zu Kornthal; er studierte dann die Rechte und erwarb sich schon im Alter von 21 Jahren an der Universität Heidelberg den Doktorgrad mit der höchsten Note. Er übte zunächst seinen Beruf als Fürsprecher in Bern aus und betätigte sich hier auch als Privatdozent an der Universität, indem er ein Kolleg über französisches Zivilrecht las.

Im Jahre 1868 ließ er sich als Advokat in Delsberg nieder, wo sein Bureau bald eines der gesuchtesten im ganzen Kanton wurde. Eine in jeder Hinsicht glänzende, gewinnbringende Zukunft stand ihm hier bevor; er opferte diese, um sich ganz den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Im Jahre 1882 wurde er in die Regierung des Kantons Bern berufen, der er 30 Jahre lang angehörte; er übernahm zuerst

die Direktion des Unterrichtswesens und dann, in den letzten Jahren, die des Innern. Unter den zahlreichen Reformen, die er auf dem Gebiete des Unterrichtswesens durchführte, erwähnen wir nur das neue Primarschulgesetz vom Jahre 1894, das den Lehrern eine bedeutende materielle Besserstellung brachte; als Leiter des Innern gelang es ihm, durch weise, durchgreifende Maßregeln der Alkohol-Pest entgegenzuwirken.

Vom Jahre 1890 an nahm Gobat regen Anteil an der Friedensbewegung. Er war einer der Gründer der Interparlamentarischen Union und führte das Sekretariat des im Jahre 1892 in Bern errichteten Internationalen Bureaus bis 1909. Gleichzeitig redigierte er dessen Organ, das er ins Leben gerufen, „La Conférence Interparlementaire“, welches bis 1897 erschien. Er nahm an fast allen interparlamentarischen Konferenzen teil und präsiidierte denjenigen von Bern und Genf in den Jahren 1892 bis 1912.

Als im Jahre 1906 der Generalsekretär des Friedensbureaus in Bern, Elie Ducommun starb, übernahm Gobat die Funktionen desselben; bei der Reorganisation des Bureaus, im Jahre 1911, wurde er zu dessen Direktor ernannt und trat nun, um sich ganz seiner neuen Stellung zu widmen, aus der Regierung des Kantons Bern aus.

Dieses so reiche Leben, diese staunenswerte Tätigkeit, welche, wenn wir sie näher ausführen wollten, mehrere Seiten unseres Blattes füllen würden, war zum größten Teil dem hehren Friedensapostolate gewidmet. All sein Streben war darauf gerichtet, der Idee der Solidarität und der Gerechtigkeit unter den Völkern zum Durchbruch zu verhelfen. In einer Schublade seines Arbeitstisches hat sich ein Heft gefunden, das eine Reihe von Aufsätzen enthält, wie sie die Tagesereignisse ihm in die Feder diktierten, und die ein schönes Zeugnis sind für sein gutes, edel fühlendes Herz, das so warm für die Sache der Völker schlug und von Unwillen und Zorn ergriffen wurde beim Anhören und Lesen von Ungerechtigkeiten, die sich die Mächtigen den Schwachen gegenüber, welche sich nicht zu verteidigen vermögen, erlauben. Ganz besonders lagen ihm die Geschicke von Elsaß-Lothringen am Herzen. Er kannte die beiden Länder sehr gut, da er eine Anzahl Jahre in deren unmittelbaren Nähe gelebt hatte. Im Jahre 1871, beim Uebertritt der Armee des Generals Bourbaki, traten ihm dort so recht deutlich die schrecklichen Folgen des Krieges vor Augen.

▲ Im Jahre 1902 wurde der von Nobel gestiftete Friedenspreis je zur Hälfte Elie

Ducommun und Albert Gobat zuerkannt. Bei diesem Anlasse dürfte es am Platze sein, hervorzuheben, daß Gobat die Ehre, mit der er ausgezeichnet wurde, gar nicht erwartet hatte. Der einfachste Beweis dafür liegt darin, daß er im selben Jahre diese Ehrung für das Interparlamentarische Bureau, dem er damals vorstand, nachgesucht hatte. Wir glauben unsern Nachruf zum Lobe des uneigennütigen Kämpfers und des für das Völkerwohl so warm schlagenden Herzens am besten damit zu schließen, daß wir diesen Umstand, der nur wenigen bekannt sein dürfte, zur Kenntnis bringen. Gobat, dem jedes eigennütziges Wesen fremd war, übte das Gute um seiner selbst willen, ohne auch nur im entferntesten daran zu denken, daß je davon gesprochen werden möge.“

„Die Friedensbewegung“ enthält auch 7 Reden, die an der Bahre Gobat's, im Nationalrat und im Ständerat gehalten wurden. Alle diese Nachrufe rühmen nicht nur die große Begabung, sondern auch den moralischen Charakter des Verstorbenen, besonders sein feuriges Gerechtigkeitsgefühl, seine Willenskraft, seine Beharrlichkeit, die Ehrlichkeit, mit der er immer seine Ueberzeugung aussprach, auch wenn er wußte, daß er sich dadurch Feinde verschaffte, den Mut, mit dem er für viel angefochtene Bestrebungen eintrat, sowie seine Abneigung gegen Kompromisse und gegen alles Kleinliche.

Die Frau und die Töchter eines Vivisektors.

In mehreren Tagesblättern und Zeitschriften stand vor einigen Monaten die folgende Mitteilung:

Als im Juli 1913 der 100. Geburtstag des berühmten Physiologen Claude Bernard in Paris gefeiert wurde, wußte man, daß dieser zwei Töchter hinterlassen hatte. Doch als man sie zu der Feier einladen wollte, fand man sie nicht. Die Töchter eines der berühmtesten Gelehrten Frankreichs, dessen Denkmal vor dem Collège de France steht, schienen spurlos verschwunden zu sein. Man forschte nach ihrem Aufenthalt, und was man entdeckte, war eine Seelentragedie. Die Töchter des Fürsten im Reiche der Wissenschaft leben als Greisinnen streng abgeschlossen in einem einstöckigen, grauen Hause zu Bezou. Dort führen sie ein ärmliches, einsames Leben der Buße und Liebe; sie suchen die Grausamkeiten, die ihr Vater so zahllos einst an Tieren beging, durch Werke der Barmherzigkeit gegen hilflose Tiere wieder gut zu machen. Von allem Verkehr zurückgezogen und ohne Bedienung leben sie nur noch dieser Aufgabe und nehmen alle verstoßenen Hunde und Katzen und alle kranken Tiere, die man ihnen übergibt, bei

sich auf. Bereits ihre Mutter hat dieses Werk begonnen. Als Claude Bernard im Jahre 1878 starb, bemächtigte sich seiner schon jahrelang von ihm getrennten Witwe der Gedanke, daß, wenn von ihr ebenso viele Hunde und Katzen und andere Tiere gerettet würden, wie vordem ihr Mann zu Tode gemartert habe, dessen Seele dadurch erlöst werden könne. Diesem Werke widmete sie fortan ihr Leben. Auch die Herzen der Töchter hatten sich schon früh vom Vater abgewandt, als sie eines Tages, noch Kinder, ihren treuen Hund vermißten und zu ihrem großen Schmerz und Entsetzen dann entdeckten, daß der Liebling von ihrem Vater viviseziert worden war.

Ein kennzeichnendes Zitat von Claude Bernard: „Der Physiologe ist kein gewöhnlicher Mensch; er ist ein Forscher, ein Mensch, der von einer wissenschaftlichen Idee ergriffen und vollständig von ihr erfüllt ist. Er hört nicht mehr das Schmerzensgeschrei der Tiere. Er ist blind für das Blut, welches fließt. Er hat nichts vor Augen, als seine Idee und die Organismen, die ihm Geheimnisse verbergen, welche er enträtseln will.“

„Einleitung in das Studium der Experimental-Physiologie“, Seite 180.

Der III. Kongreß der Internationalen Föderation der Tierschutz- und Antivivisektions-Vereine

fand vor einigen Wochen in Washington statt. Von den europäischen Vereinen scheinen nur einige englische zu diesem Kongreß Vertreter gesandt zu haben; es nahmen aber zahlreiche amerikanische Delegierte an ihm teil. Der Staatssekretär Bryan begrüßte die Teilnehmer im Namen des Präsidenten Wilson und der Regierung. Der Kongreß war von Frau Clinton Pinckney Farrell, einer Schwester des berühmten Freidenkers Robert Ingersoll, der ebenfalls mit großem Eifer gegen die Vivisektion kämpfte, vorbereitet worden. Zu den Vice-Präsidenten gehörten zahlreiche berühmte Schriftsteller und Künstler, 19 Bischöfe, 12 Senatoren und 12 Gouverneure der Vereinigten Staaten. Die meisten Vorträge richteten sich gegen die Vivisektion. Die amerikanischen Zeitungen berichteten in langen Aufsätzen über den Verlauf des Kongresses.

Debatten des Reichstags über die Impfung.

Am 28. und 29. April verhandelte der Reichstag über die zahlreichen Petitionen, in denen die Einsetzung einer aus Impffreunden und Impfgegnern bestehenden Kommission zur Klärung der Impffrage, sowie die Einführung der Gewissensklausel nach englischem Vorbild gefordert werden. Es wurden von mehreren Rednern, besonders von dem Zentrums-Abgeordneten Dr. Pfeiffer und dem Socialdemokraten Bock, die wichtigsten Gründe gegen den Impfwang vorgetragen, worauf andere mit den bekannten, schon oft widerlegten

Einwänden antworteten. Geheimrat Martin Kirchner hielt in großer Erregung eine lange Rede, in der er sich auch gegen die von Hugo Wegener und anderen Impfgegnern gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu verteidigen versuchte. Der Socialdemokrat Thiele antwortete darauf: „Geheimrat Kirchner hat nach seinen gestrigen Ausführungen jedes Anrecht verloren, sich über den wüsten Ton seiner Gegner aufzuhalten. (Beifall bei den Socialdemokraten.) Die Kirchner'schen Tabellen haben nichts bewiesen. Geheimrat Kirchner behauptete, die Mehrheit unserer Kommission unterstütze ein verdammenswertes Experiment. Er sollte doch seine Zunge besser im Zaume halten. (Sehr richtig! bei den Socialdemokraten.) Das Auftreten des Herrn Kirchner war ganz und gar nicht wissenschaftlich. Seinen Abgang verschönte er dadurch, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug. Damit beweist man nichts. Die Verantwortung für unsere Beschlüsse tragen wir selbst, da braucht sich Herr Kirchner keine Sorge zu machen.“ Auf Antrag des Konservativen Arnstadt wurde beschlossen, dem Reichskanzler diejenigen Petitionen, die nur eine Kommission zur Prüfung der rechtlichen und wissenschaftlichen Grundlagen des Impfwanges fordern, zur Berücksichtigung, die anderen nur zur Erwägung zu überweisen.

Die von Dr. Pfeiffer und Genossen beantragte Resolution, welche die Einsetzung einer aus Impffreunden und Impfgegnern zusammengesetzten Kommission und die Vorlegung des von ihr bearbeiteten Materials in Form einer Denkschrift forderte (vergl. E. R., Heft 1/4-5), wurde mit 119 gegen 119 Stimmen abgelehnt. Auch die von Bock und Genossen beantragte Resolution, die nur die Einsetzung der Kommission verlangte, wurde abgelehnt.

Tierquälerei und Sachbeschädigung.

In mehreren Tagesblättern stand vor einigen Wochen ein Bericht über eine Gerichtsverhandlung in Szegedin in Ungarn, in der ein Tierquäler zu einem Jahre Zuchthaus verurteilt wurde. Von mehreren Lesern der „Ethischen Rundschau“ wurde ich aufgefordert, darauf hinzuweisen, daß in Ungarn die Tierquälerei so viel schärfer bestraft werden könne als im Deutschen Reich, wo die Tierquälerei höchstens mit 6 Wochen Haft oder 150 Mark Geldstrafe bestraft werden kann. Aus der Begründung des Szegediner Urteils ging aber schon hervor, daß der Tierquäler nicht wegen der Tierquälerei, sondern wegen der durch sie verursachten Sachbeschädigung zu einem Jahre Zuchthaus verurteilt wurde. Er hatte ein der Gemeinde gehörendes Pferd zu Tode gequält. Wenn durch die Tierquälerei zugleich eine Beschädigung fremden Eigentums ver-

übt wurde und der Besitzer des beschädigten oder getöteten Tieres Strafantrag stellt, so kann der Tierquäler auch nach dem deutschen Strafgesetzbuch härter bestraft werden als mit 6 Wochen Haft. Das Höchstmaß der Strafe für Sachbeschädigung ist im Deutschen Reich 1000 Mark Geldstrafe oder zwei Jahre Gefängnis. Diese Strafe wird aber nur verhängt, wenn durch die Sachbeschädigung dem Besitzer ein sehr schwerer Schaden zugefügt wurde. — Nach dem ungarischen Strafgesetzbuch kann auch die schlimmste Tierquälerei als solche nur „mit Arrest bis zu 8 Tagen und mit einer Geldstrafe bis zu 100 Gulden“ bestraft werden. Auch ist in Ungarn, ebenso wie in Oesterreich, nur diejenige Tierquälerei strafbar, die sowohl „öffentlich“ wie in „Anstoß“, beziehungsweise in „Aergernis“ erregender Weise erfolgte, während im Deutschen Reich eine Bestrafung schon erfolgt, wenn die Tierquälerei „öffentlich“ oder „in Aergernis erregender Weise“ geschah. In Oesterreich-Ungarn sind die gesetzlichen Tierschutz-Bestimmungen also noch viel mangelhafter als im Deutschen Reich. Die Tierschutz-Bestimmungen im Vorentwurf zum neuen österreichischen Strafgesetzbuch bleiben ebenfalls hinter denen im deutschen Vorentwurf weit zurück.

Magnus Schwantje.

Der II. Bundestag deutscher Tabakgegner

wurde vom 20. bis zum 22. Mai im alkoholfreien Gasthaus „Zur Weißen Schleife“ in Dresden abgehalten.

Am 20. Mai fand die Eröffnung der ersten deutschen tabakgegnerischen Ausstellung statt, welche zahlreiche Tafeln, Schriften zur Tabakfrage, Bildnisse und Aussprüche berühmter Tabakgegner aufwies. Am Nachmittag sprach Lehrer Paul Henke in Dresden in einer Jugendversammlung, in der auch Lichtbilder vorgeführt wurden. Am Abend versammelten sich die Tabakgegner zu einer Unterhaltung mit musikalischen Vorträgen, Ansprachen usw. Die Eröffnungsrede hielt Sprachlehrer M. Schwabhäuser in Dresden. Professor Starkbaum aus Trautenau überbrachte die Grüße des Bundes deutscher Tabakgegner in Oesterreich, Dr. Bille-Top aus Kopenhagen die der dänischen und K. Tintling aus Stockholm die der schwedischen Tabakgegner. — Am Vormittag des Himmelfahrtstages fand ein Ausflug statt. Am Nachmittag begannen die Verhandlungen, die von M. Schwabhäuser in Dresden geleitet wurden. Dem Jahresbericht ist zu entnehmen, daß der Bund aus 5 Tabakgegner-Vereinen, mehreren körperschaftlich angeschlossenen anderen Vereinen und 69 Einzelmitgliedern besteht. Der größte Ortsverein ist der Dresdener mit über

100 erwachsenen und einer Anzahl jugendlicher Mitglieder. Da der Bund erst seit kurzer Zeit besteht, so können die Tabakgegner mit der Ausbreitung ihrer Bewegung zufrieden sein. Im letzten Jahre wurden Eingaben an alle Generaldirektionen der deutschen Staatsbahnen, an zahlreiche Schulbehörden usw. gesandt, viele Tausende von Flugblättern verbreitet und Wander-Ausstellungen mit Schriften versorgt. Als Bundesvorsitzender wurde Dr. med. Hotz aus Finkenmühle einstimmig wiedergewählt. Der nächste Bundestag soll im Jahre 1915 in Leipzig stattfinden. In einer öffentlichen Versammlung am Abend des 21. Mai sprachen Frau Dr. med. Margarete Stegmann, Nervenärztin in Dresden, und Professor Dr. Hermann Stanger aus Trautenau. Stanger (dessen Buch „Tabak und

Kultur“ in Heft II/9 der E.R. besprochen wurde) wies auch darauf hin, daß in Amerika, England, Japan und anderen Ländern Rauchverbote für junge Leute bestehen, und forderte, daß ähnliche Gesetze auch in Deutschland und Oesterreich geschaffen werden. An die Vorträge schloß sich eine Aussprache an. — Am nächsten Tage unternahm die meisten Teilnehmer Ausflüge und nahmen am Abend an einer Versammlung teil, in der Wilhelm Kaiser aus Leipzig über „Tabak und Volkswirtschaft“ sprach. Den Schluß des Bundestages bildete eine Zusammenkunft von Vertretern der Tabakgegner-Vereine im Deutschen Reich, Oesterreich, Schweden und Dänemark, in der die Gründung eines internationalen Verbandes zur Bekämpfung des Tabakgenusses beschlossen wurde.

Offene Briefe des Herausgebers, nebst Briefen an ihn.

Hippel oder Gottsched?

Harry Schumann sendet mir die folgende Entgegnung auf den in Heft III/3—4 veröffentlichten Aufsatz von Eugen Reichel über Gottsched. Auch ich bin der Ansicht, daß Hippel's Vorarbeit für die Frauenbewegung höher zu schätzen ist als die Gottsched's; jedoch glaube ich, daß Harry Schumann die Bedeutung Gottsched's unterschätzt.

M. S.

Als mir Eugen Reichel auf meinen Aufsatz über Hippel schrieb, die Bezeichnung „der erste deutsche Vorkämpfer der Frauenbewegung“ treffe nicht auf Hippel, sondern auf Gottsched zu, bat ich ihn, der Ethischen Rundschau eine Erwiderung auf meinen Aufsatz zu senden, weil ich eine Diskussion über dieses Thema für fruchtbar hielt. Doch hat mich die in Heft III/3—4 der E. R. erschienene Erwiderung Reichel's, die keineswegs eine „Richtigstellung“ ist, nur in der Ueberzeugung von Hippel's Bedeutung bestärkt. Ich glaube es wohl, daß Gottsched ein „Frauenanwalt“ war, der auf den bis dahin üblichen Wegen für sorgfältige Erziehung der Mütter eintrat; doch etwas eigentlich Neues hat er damit keineswegs ausgesprochen. Dabei gelangte er zu lächerlichen und nutzlosen Utopien, denen man deutlich anmerkte, daß sie kaum mehr als eine Spielerei mit geistreichen Ideen waren, die für Gottsched so charakteristisch ist, ohne den Ernst, der Hippel's Vorkampf für Frauenrechte auszeichnete. Denn anders als ein Spiel kann ich solche Ansichten wie zum Beispiel die von der Befähigung der Frau, „eine mutige Kämpferin“ zu sein, schwer deuten, ebenso den grotesken Gedanken, „das männliche Geschlecht hinfort von dem Katheder“ abzuweisen! Gerade durch die Gegenüberstellung Gottsched's mit Hippel erkennt man dessen Größe. Sein Verdienst ist es, daß er das Gebiet der weiblichen Eigenart erkannt und in Beziehung zum Leben gebracht und sich bereits damals von jeder Uebertreibung der heutigen Suffragetten ferngehalten hat. So kann die heutige Frauenbewegung direkt an ihm anknüpfen; denn sie findet bei Hippel unzweifelhaft zum ersten Mal das soziale Moment, und das ist das eigentlich neue, aus dem sich alle Probleme ergeben. Von alledem hatte, was Reichel selbst zugiebt, Gottsched keine Ahnung. Ich habe vielmehr den Eindruck, als sei der Litteraturpapst nur deshalb ein „Frauenanwalt“ gewesen, weil die Frauen ihrer Nachgiebigkeit wegen ihm ein willkommeneres Objekt für seine Herrschgelnüste waren als die Männer.

Harry Schumann.

Die Alkohol-Abstinenz und die Jugend. — Als ich vor einiger Zeit eine Schrift von Hartmann über den Stand der Alkoholbewegung in Amerika las, da freute

ich mich einerseits, daß wir es jenseits des großen Wassers schon so weit gebracht haben, aber andererseits drückte es mich nieder, daß hier in Deutschland unsere Bewegung nur so langsame Fortschritte macht. Wie oft kommen wir noch in Kreise, die von unsern Bestrebungen gar nichts wissen oder doch gar kein Verständnis für sie besitzen! Woher kommt das? Ich glaube, daß es teilweise daran liegt, daß wir erst zu den Erwachsenen gehen, die schon feste Anschauungen haben, und denen unsere Bewegung deswegen so fremd ist, weil bei ihnen in der Jugend das Verständnis für sie nicht geweckt wurde. Von diesen Ueberlegungen ausgehend, kam ich zur Forderung einer Vereinigung der Jugend auf abstinenter Grundlage. Als Mitglied der Loge „Harmonie“ des Neutralen Guttemplerordens erhielt ich den Auftrag, eine solche Vereinigung zu schaffen und sie als Jugendwerk der Grundloge anzugliedern. Um wirksam arbeiten zu können, bitte ich alle abstinenten Eltern in Berlin, die meine Ueberlegungen anerkennen, mir Kinder im Alter von 10 bis 18 Jahren einen Nachmittag in der Woche anzuvertrauen. An abstinente Eltern wende ich mich deshalb, um mit Hilfe schon abstinenten Kinder noch nicht abstinente zu gewinnen. Ich will die jüngeren um mich und meine Helfer sammeln, ihnen etwas vorlesen, mit ihnen spielen oder in den Wald gehen. Auch sollen sie Aufklärung erhalten über die schädliche Wirkung des Alkohols auf ihren Körper. Bei den älteren kommt die stärkere Betonung der sozialen Seite der Abstinenzbewegung hinzu. Ich hoffe so der Abstinenzbewegung einen Schritt vorwärts zu helfen. Mir ist es aber andererseits klar, daß ich allein, ohne die Hilfe der abstinenten Eltern, nichts anfangen kann. Darum bitte ich nochmals um Zutrauen. Jede nähere Auskunft gebe ich auf Anfragen gern.

Trude Hahn, stud. phil.,

Berlin W. 57, Steinmetzstr. 32.

Ich hoffe, daß durch dieses Schreiben auch einige Leser in andern Städten angeregt werden, Unterrichts- und Unterhaltungs-Stunden für Kinder einzurichten. In solchen zwanglosen Zusammenkünften können die Kinder nicht nur über die Alkohol-Enthaltsamkeit, sondern auch über den Tier- und Pflanzenschutz und viele andere gute Bestrebungen belehrt werden.

M. S.

„Liebe Kinder, fangt keine Schmetterlinge, Käfer und andere Tiere!“

Mit diesen Worten beginnt ein kleines Flugblatt, das die „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“ in Berlin W. 15, im Frühling und im Sommer jedes Jahres in großen Mengen verteilt

läßt. Auf der ersten Seite stehen einige zum Herzen gehende Ermahnungen an die Kinder, auf der andern schöne Verse und Sprüche. Das Flugblatt hat sich als ungemein wirksam erwiesen. Die meisten Kinder, denen man, wenn man sie beim Insektenfangen antrifft, dieses Blatt mit einigen freundlichen Worten der Belehrung überreicht, unterlassen in Zukunft dieses grausame Spiel und suchen auch andere Kinder davon zurückzuhalten. Wenn ich an Kinder, die auf Wiesen und an Teichen Tiere fingen, das Flugblatt verteilte und ihnen auch mündlich die Verwerflichkeit alles vermeidbaren Tötens, sowie die Schönheit der frei lebenden Tiere vor Augen hielt, so pflegten die meisten den in Gläsern und Büchsen eingesperrten Tieren die Freiheit wiederzugeben und mir zu versprechen, fortan keine Tiere mehr zu fangen oder zu töten. Ich habe auch schon zahlreiche Briefe erhalten, in denen Kinder mich bitten, ihnen weitere Flugblätter zur Verteilung an Spielgenossen zu senden.

Bis jetzt ist das Blatt in ungefähr einer halben Million Exemplaren verbreitet worden. Viele Tierschutzvereine und viele Schulen haben große Mengen verteilt. Die Leser der „Ethischen Rundschau“, welche Tierschutzvereinen angehören, bitte ich, an diese den Antrag zu stellen, einige Tausend Exemplare dieses Blattes durch die Schulen verbreiten zu lassen.

Jeder Tier- und Kinderfreund sollte im Sommer beständig einige Exemplare des Flugblattes bei sich tragen, um sie auf Spaziergängen an Kinder zu verteilen.

Sehr wirksam ist es auch, das Flugblatt (beide Seiten neben einander) in Gartenlokalen und Wald-Restaurantionen, die viel von Ausflüglern besucht werden, in Badeanstalten (besonders in Luftbädern), an Bäumen im Walde, an Zäunen, in Hausfluren usw. mit Reisinägeln zu befestigen, oder das Blatt auf Pappe geklebt dort aufzuhängen.

Die „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“ in Berlin W. 15, Düsseldorf Straße 23, versendet 10 Stück kostenfrei, 80 bis 90 Stück für 35 Pf., 320–360 Stück (1 Kilogramm) für 1,30 Mark, 1000 Stück für 3,25 Mark, 1700–1800 Stück (5 Kilogramm) für 5,— Mark portofrei.

Ueber die nächsten Hefte.

Ein Bericht über die Versammlung des Verbandes der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches, die vom 13.–16. Mai in Stuttgart stattfand, kann erst im nächsten Heft veröffentlicht werden.

In den nächsten Heften hoffe ich autobiographische Skizzen von Christian Wagner, Schwester Henriette Arendt und Richard Feldhaus veröffentlichen zu können.

Vorträge. — Im nächsten Herbst und im nächsten Winter werde ich einige Agitationsreisen unternehmen. Die Freunde, welche Vorträge von mir veranstalten wollen, bitte ich, mir diese Absicht bald mitzuteilen.

Seneca. Den Gesinnungsgenossen, der mir unter diesem Decknamen mehrere Briefe schrieb, bitte ich dringend, mir seine jetzige Adresse mitzuteilen, da ich einen an seine frühere Adresse gesandten Brief als unbestellbar zurück erhalten habe. M. S.

Postkarten

mit einer Abbildung des

Titelbildes der Ethischen Rundschau und Mitteilungen über den Inhalt der Zeitschrift versende ich **in jeder gewünschten Anzahl kostenfrei.**

Die Vorderseite der Postkarte enthält Raum für schriftliche Mitteilungen.

Magnus Schwantje,

Berlin, W. 15, Düsseldorf Str. 23.

Vereins-Nachrichten.

Die 7. Hauptversammlung

der „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“

fand am 30. April 1914 in Berlin W, Potsdamer Str. 28 (Café Austria), statt. Der Geschäftsleiter las den in der „Ethischen Rundschau“, Heft III/3–4, veröffentlichten Tätigkeitsbericht und den Kassenbericht vor. Die Rechnungsprüfer, die am Besuch der Versammlung verhindert waren, hatten schriftlich bestätigt, daß sie die Bücher, die Belege und die Kassen eingehend geprüft und für richtig befunden haben. Auf Antrag eines Mitgliedes wurde dem Vorstand Entlastung erteilt.

In der vorigen Hauptversammlung wurden Rechtsanwalt Max Beyer als Vorsitzender und Magnus Schwantje als Geschäftsleiter auf fünf Jahre gewählt. Fünf Beisitzer sind nach der Satzung in jeder ordentlichen Hauptversammlung für die Zeit bis zur nächsten Hauptversammlung zu ernennen. In diesem Jahre wurden Fräulein Lehrerin Anna Joseph, Eugen Liebich, Karl Mann, Frau Marie von der Osten und Kapellmeister Bernhard Schuster als Beisitzer gewählt. Als Rechnungs- und Kassenprüfer wurden Otto Preuß und Franz Kriegel wiedergewählt.

Die Mitglieder werden, wie wir schon in dem letzten Hefte mitteilten, als Drucksache ein Blatt erhalten, das den Kassenbericht und die Liste unserer Einnahmen im Kalenderjahr 1913 enthält. In diesem Blatt werde ich auch die Spenden anführen, die mir persönlich in den letzten Monaten von Mitgliedern und Freunden der „Gesellschaft“ für die Veröffentlichung der „Ethischen Rundschau“ gezahlt wurden. Ich war in den letzten Monaten so sehr mit höchst eiligen Arbeiten überhäuft, daß es mir unmöglich war, diese Einnahmenliste eher fertigzustellen und drucken zu lassen. Einstweilen danke ich allen lieben Gesinnungsgenossen, die mich in den letzten Monaten durch Rat und Tat unterstützt haben, herzlich für jede Spende und jedes freundliche Wort.

Magnus Schwantje.

Die Broschüre

„**Oeffentliche Disputation über die Vivisektion,** gehalten in der Universität Bern“

ist bis auf wenige Exemplare vergriffen. Es ist zweifelhaft, ob in den nächsten Monaten eine neue Auflage gedruckt werden kann. Wir würden uns daher sehr freuen, wenn einige Mitglieder die noch in ihrem Besitz befindlichen Exemplare an uns zurückschickten. Auch für einzelne Exemplare sind wir dankbar.

Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen.

Anzeigen.

Ansichtskarten

mit den auf den Seiten 82 und 84
:: dieses Heftes abgedruckten ::

Tierbildern

Das auf Seite 82 stehende Bild möchten wir, wie wir schon in einem früheren Hefte mitteilten, auf einer Ansichtskarte veröffentlichen, falls unsere Mitglieder und Freunde eine größere Anzahl im Voraus bestellen. Wir bitten um weitere Bestellungen.

Das auf Seite 84 stehende Bild ist eines der vier Hundebilder aus Hans von Wolzogen's Büchlein „Richard Wagner und die Tierwelt“, die wir auf Ansichtskarten haben drucken lassen. Je 10 dieser 4 Ansichtskarten liefern wir jedem Mitglied auf Wunsch kostenfrei, anderen Bestellern für 1. Mark.

Die Geschäftsleitung der
Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes
und verwandter Bestrebungen.
Berlin W 15, Düsseldorf Str. 23.

Christliches Hospiz Glockenhof und Pension

Neu eröffnet! **Eisenach** 4 Min. v. Bhf.!
Karlsplatz 10 und Karthäuserstr. 16 am gr. Stadtpark.

Das ganze Jahr geöffnet!

Direkt am Fuße der Thüringer Berge, 1/2 Stunde bis zur Wartburg. An der Südostseite nach dem Park zu Vorgarten und Palmenhaus, schöne, große Aufenthaltsräume (auch Musikzimmer), gut eingerichtete, aussichtsreiche Zimmer von 1,25 M. an. — Vorzügliche Küche, auch vegetarischer Tisch, abwechslungsreich, auf Grund mehrjähriger Erfahrung. **Kein Trinkzwang.** — Elektrisches Licht, Zentralheizung. Mäßige Preise. Trinkgeld-Ablösung.

Fernruf Nr. 562.

H. Flinte & Johs. Sensenhausner.

Zeitungs-Ausschnitte

liefert im Original über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Großindustrielle, Behörden etc. das bestorganisierte Bureau sofort nach Erscheinen.

Klose & Seidel, Bureau für
Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43, Georgenkirchplatz 21.

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Freudige Geselligkeit

finden aufstrebende Menschen beiderlei Geschlechts
auf Berliner Vortrags-Wanderungen:
* Lied, Spiel, Volkstanz, Olympischen Sport. *
Fahrtenzettel versendet Eugen Fabricius,
Charlottenburg, Postfach 97.

Gratis! Verlangen sie sofort: Gratis!

Führer zur gesundheitlichen Lebensreform.

Ein fast vollständiges Verzeichnis der Litteratur über
Vegetarismus, Naturheilkunde, naturgemäße
Ernährungslehre usw. Mit Einführung und vielen
Porträts.

Fr. Paul Lorenz, Freiburg
(Baden)
Belfortstraße 2, und Leipzig, Kreuzstraße 20.

Verlags-, Sortiments- und Versandbuchhandlung und
Antiquariat.

Zentrale für Litteratur der gesundheitlichen Lebensreform.

Die Persönlichkeit

Monatsschrift für lebens- u. geistesgeschichtliche Forschung.
Herausgegeben von Ed. Schneider, Grimmenthal S.-M.
Verlegt von Hans Lützenöder, Frankfurt a. M.

Inhalt des 1. Heftes:

Wagners Erbe nach dem 1. Januar 1914 mit besonderer Berücksichtigung des „Parsifal“. Von Max Chop. — Eigenwesen. Von Dr. Eduard von Mayer. — Der Bildhauer Wilhelm von Scharfenberg, ein Repräsentant des Idealismus. Von Dr. Hugo Göring, Ir. Universitätsdozent. — Mein Lebenswerk. Von Dr. H. Molenaar. — Schwert und Feder. Niklaus Manuel als Kriegsmann und Dichter. 1522 bis 1558. Von Ferdinand Vetter, Bern. — Die Wilddieberei „Shakespeares“. Von Karl Bleibtreu. — Bonapartes Rückkehr nach Paris. Von F. M. Kircheisen. — Schrenck-Notzing und die Materialisationsphänomene. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. — Der Sachse in Richard Wagner. Plauderei von Paul Pasig. — Bücherbesprechungen. — Aus Zeitschriften und Zeitungen. — Bücherschau.

Die Zeitschrift ist durch alle Buchhandlungen für M. 2,80 vierteljährlich zu beziehen. — Einem großen Ziele entgegenstrebend, will „Die Persönlichkeit“ in ihrem Hauptteil biographische, litteraturgeschichtliche und philosophische Studien und Essays bringen, Selbstbiographien, Briefe und Tagebücher veröffentlichen, die wertvolle Beiträge zur Geistesgeschichte vergangener Zeiten und der Gegenwart liefern. Ringende, eigenartige Persönlichkeiten der Jetztzeit, ohne Rücksicht auf die Parteirichtung und Anschauung, sollen in selbstbiographischen Abhandlungen zu Worte kommen. Ansichtshefte durch jede Buchhandlung erhältlich.

Ozetbäder.

Von Dr. Cormak.

(Nachdruck verboten.)

Als im Jahre 1904 der Berliner Arzt und Chemiker Dr. L. Sarason in einer kurzen Mitteilung an die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ über seine von ihm „Ozetbäder“ genannten und in ihrer Art ganz vorbildlosen, moussierenden Sauerstoffbäder berichtete, konnte niemand ahnen, daß bereits wenige Jahre darauf die Sarason'schen Bäder so ziemlich über die ganze Erde verbreitet und geradezu ein Gegenstand der Mode sein würden.

Ein derartig durchgreifender Erfolg eines neuen Kurmittels kann nicht künstlich geschaffen sein. Er muß innere, in der Güte der Sache selbst begründete Ursachen haben. Und so dürfte eine Aufklärung über Wesen und Bedeutung des dem Arzte längst vertrauten Ozetbades gewiß auch die Aufmerksamkeit eines weiteren Leserkreises in Anspruch nehmen.

Ozetbäder sind nicht Sauerstoffbäder im gewöhnlichen Sinne. Denn es ist nicht der in Badeform allbekannte, ins Wasser geleitete Luftsauerstoff, sondern der „lätige“ Sauerstoff im sogenannten Erststadiumszustande, vom Erfinder „Ozetgas“ genannt, wovon etwa 22 Liter in einem Ozetbade zur Entwicklung gelangen.

Dieses Ozet, vielleicht eine Vorstufe des Ozons bildend, das in einer Anzahl von ungefähr 50 Milliarden perlender, kleiner Bläschen das Wasser durchdringt, schmiegt sich zum Teil als eine glitzernde Decke der Haut an und dringt tief in ihre Poren ein, wo sich die Endverzweigungen der Empfindungsnerven verästeln; zum Teil entweicht es aus dem Wasser nach oben und wird eingeatmet. Bedeutendsvoll ist dabei der Umstand, daß das Ozetgas sich innerhalb einer — an der hellbraunen Farbe erkennbaren — Mangansuperoxydlösung befindet, die, einen eigenartigen Zellreiz ausübend, an dem Einfluß des Ozetbades auf den Körper vermutlich mitbeteiligt ist.

Das Ozetbad bewirkt zunächst — nach Ansicht des „Vaters“ der Bäderbehandlung, des Professors Winternitz in Wien — eine taktmäßige Zusammenziehung der feinsten Blutgefäße, eine Art Hautgymnastik, eine stärkere Sauerstoffversorgung der in der Haut liegenden Nervenzellen und eine reichlichere Zufuhr von Ozet zu den Lungen. Als weitere bedeutsame Wirkung des Ozetbades wurden entdeckt an der Universitäts-Nervenklinik des Professors Ziehen in Berlin eine Steigerung der Muskelenergie; an der Charitéklinik des Professors Senator in Berlin eine Herabminderung des bei manchen Leiden (Arterienverkalkung, Nierenentzündung) krankhaft gesteigerten Blutdrucks; an der Budapest Universitätsklinik des Professors von Kéty eine Vermehrung der bei Herz- und Nierenleiden verminderten Harnmenge, sowie eine allgemeine Blutverbesserung; am Berliner Universitätsinstitut für Hydrotherapie des Professors Brieger eine Verminderung der Zahl und Verbesserung der Beschaffenheit des Pulses; ferner eine Verkleinerung des krankhaft vergrößerten Herzens, was nur durch eine innere Kraftvermehrung seiner Muskelmasse erklärt werden kann.

Ganz besonders wird von allen Forschern übereinstimmend der eigenartige nervenberuhigende und schlafbefördernde Einfluß des Ozetbades hervorgehoben, der so regelmäßig eintritt, daß chemische Schlaf- und Beruhigungsmittel, jene traurigen Nothelfer, beim Gebrauche von Ozetbädern häufig ganz fortgelassen werden konnten.

Herz, Adern, Lungen, Haut, Blut, Nieren, Nerven — also die Haupttore des Lebens sind es, durch die das Ozetbad Zugang zum inneren Körperbetrieb findet. Und so wird man auch verstehen, warum die Aerzte bei so verschiedenartigen Leiden Bädern mit Ozetbädern anordnen. Unentbehrlich sind sie bereits geworden bei der Behandlung von Herzstörungen, Nierenleiden und jener verhängnisvollen Zeitkrankheit, der Aderverkalkung, weil die Ozetbäder durch Erleichterung der Herzarbeit das Herz selbst schonen, so daß es sich zu erholen vermag; weil sie die bei der Aderverkalkung zu schwach gewordenen

Adern durch taktmäßige Zusammenziehung üben; weil sie die schädliche Hochspannung in den Adern, den zu hohen Blutdruck erniedrigen, die Ausscheidungen der Haut und Nieren anregen, das Blut dünnflüssiger, also leichter durch die Adern gleitend machen und, nicht zuletzt, weil sie beruhigend, erfrischend, umstimmend, im besten Sinne „belebend“ auf das gesammte Nervensystem einwirken. So sind denn auch die Erkrankungen der Nerven, angefangen von der Neurasthenie, Hysterie und ihren zahllosen Erscheinungen, bis zu den Lähmungen, Krampfständen, Entzündungen des Nervengewebes und den Hirn- und Rückenmarksleiden, das zweite große Hauptanwendungsgebiet der Ozetbäder geworden.

Daran schließen sich die Störungen der Atmungsorgane, insbesondere Katarrhe, Asthma, Keuchhusten; des weiteren Magen- und Darmleiden, Erkrankungen des Blutes und Stoffwechsels, wie Blutarmut, Bleichsucht, Basedow'sche Krankheit, Zuckerkrankheit, Fettleibigkeit. Schöne Erfolge sah man bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Nervenschmerzen sowie bei den allgemeinen Beschwerden, die die Schwangerschaft und die Wechseljahre begleiten.

Auch der große römische Kliniker Baccelli hat sich mit dem Studium der Ozetbäder befaßt und läßt darüber durch Dr. Coleschi im „Polliclinico“ berichten. Ihm ist es gelungen, den Wahrscheinlichkeitsbeweis zu erbringen, daß das Ozet tatsächlich durch die Haut in den Körper eindringt. Er fand nämlich, daß die Ozetbäder nicht nur das Blut verbessern und das Herz kräftigen, sondern daß sie auch die Menge der im Urin ausgeschiedenen Stoffwechselschlacken (Harnsäure, Harnstoff usw.) deutlich vermehren, das heißt, die innere Verbrennungsenergie oder, wie man sagt, den oxydativen Stoffwechsel steigern; ein Vorgang, der für Gichtiker und Rheumatiker, Zuckerkrankte, Fettleibige, alte Leute und Stubenhocker den höchsten Wert besitzen muß.

Vergessen darf endlich nicht werden, daß die Ozetbäder sich als ein überaus wertvolles Hilfsmittel bewährt haben zur Stärkung der Muskel- und Nervenkraft im Sportbetriebe, sowie zur naturgemäßen Erholung nach allen Höchstleistungen, sei es körperlichen, geistigen oder solchen des Gemüts. Das gegenwärtige Leben verlangt bisweilen eine derart volle Hingabe der Körper- und Geisteskräfte, die bis zur Opferung der letzten Rücklagen führen kann, daß ein vernichtender Zusammenbruch des Lebensgebäudes droht oder gar eintritt. Wir nennen das wohl einen „Klaps“ und reden von „Nervenklops“ oder „Herzklops“. In Amerika, wo derartige Opfer der ruhelosen Arbeitsanspannung am häufigsten sind, namentlich bei Geschäftsleuten und geistigen Arbeitern, spricht man dann von „nervous prostration“. Es ist nun in der Tat eine wahre Freude, zu sehen, wie gerade solche Menschen durch zweckmäßigen Gebrauch der Ozetbäder sich vor diesem gefürchteten Zusammenbruch bewahren oder seine Folgen wieder ausgleichen. Die Erschöpfungszustände des Nervensystems sind ja, wie erst neuere Forschungen feststellen konnten, vorwiegend durch einen Aufbrauch des lebendigen Sauerstoffs, also des Ozets verursacht, und so dürfte vielleicht die an sich überraschende Wirkung der Ozetbäder bei derartigen Erscheinungen zu erklären sein. Aber schließlich: mögen sich die Wissenschaftler ihre Köpfe über das „Wie“ und „Warum“ zerbrechen. Wir anderen wollen uns der Tatsache freuen, daß wir in den Ozetbädern eines der angenehmsten und wirksamsten Mittel zum Gesundbleiben und Gesundwerden besitzen.*)

*) Zu einer Ozetkur gehören 10 bis 30 Ozetbäder, die in jeder Badewanne durch Hineinschütten der fertigen Bestandteile ins Badewasser zubereitet werden können. Ausführliche Anweisungen nebst einer Broschüre über das Ozetbad versendet die Firma L. Elkan Erben, Berlin-Westend, zu Propagandazwecken kostenfrei. Das Büchlein ist recht lesenswert.

Palmaio



Feinste Eigelb-Pflanzenbutter-Margarine

ist von

größter Butterähnlichkeit, reinstem Pflanzengeschmack und längster Haltbarkeit!

Die Herstellung erfolgt in einer von unserm sonstigen Betrieb völlig getrennten Spezialfabrik.

Ausschließliche Fabrikanten:

H. L. Mohr & Co. m. b. H. Altona-Bahrenfeld.

Deutsche hygienische Tuchindustrie Joh. Wilh. Busse, Nördlingen (Bayern) 10

Tuchfabrikation

:: Versand ::

Freideutsche Farben.



Schutz-Marko

Musterindustrie für die Herstellung vorbildlich schöner und hygienischer Bekleidung.

Wanderkleidung.

Poröse Bilz-Stoffe für Anzüge, Ueberzieher, Ulster, Hosen. Wetterfeste Schafwoll-Lodenstoffe. Kamelhaarloden. Poröse Futter. „Sonnenwäse“, porös gewebte Unterkleidung (Prachtkatalog). Damenstoffe aller Art. Kamelhaar- und Wolldecken.

Fordern Sie vor Stoffkauf Muster und Kataloge, die unverbindlich und mit Rückporto versandt werden.

Die Mitglieder der Gesellschaft z. F. d. Tierschutzes u. v. B. erhalten vertragsgemäß 5—10% Nachlaß (siehe die Notizen in den Heften 1/3 u. 6).

Bäckerei Nordstern

Inhaber: Gustav Müller
Berlin SO 26.

Größte Auswahl
in

Reformbrotarten

8 Sorten im Preise von
12, 15 und 18 Pf. das Pfund.

Spezialität:
Brot aus vier Getreidearten.

Bechtel's Nektar alkoholfreie Naturmoste

Unvergorener, diätetischer Saft aus frischen Trauben und Aepfeln. Unerreichte Qualität, garantiert vollkommen naturrein. Von ärztlichen Autoritäten mit bestem Erfolge angewandt und empfohlen bei: Nerven-, Herz-, Fieber-, Stoffwechselkrankheiten, Blutarmut und Bleichsucht. Literatur und Preisliste gratis durch

Friedrich Bechtel,

Erste rheinische Kelterei für alkoholfreie Weine.

Bad Kreuznach Nr. 13

Hauptniederlage: Reformhaus Gesundheit
Steglitz-Berlin, Schloßstraße 89.

Platenstoffe

porös, preisgekrönt,

einzig dastehend in Schönheit und Zweckmäßigkeit.

1000de begeisterte Anerkennungen.

Zu Fabrikpreisen an Private.

Hammers poröse Wäsche

dauerhafte, elegante Damen-, Herren- und Kinderwäsche.

Hammers poröse Decken

leicht, dabei mollig warm, gesundheitsl. allein richtig.

Illustrierter Prachtkatalog und Mustersammlung frei.

Frdr. Hammer

Forst (Lausitz) 45

Alleinige Fabrik.

Gegründet 1853.

„Die Heil-Diät“

Gesellschaft zur Hebung der Volksgesundheit, Orselina-Locarno, Schweiz, hilft mit **Leid, Unwissenheit und Irrtum** zu lindern:

a) durch Verbeugung einer Krankheiten vorbeugenden und heilenden Ernährungs- und Lebensweise; b) durch Aufklärung auf allen Gebieten des praktischen und geistigen Lebens, da rechtes Wissen zu rechtem Wollen, Denken und Tun beiträgt und so vor Leiden bewahrt; c) durch Förderung ähnlicher Bestrebungen.

Als Hilfsmittel dienen:

1. **wertvolle, persönlich gehaltene Diät-Auskünfte**, die auf Grund reicher Erfahrungen mit bestem Erfolg an jedermann **unentgeltlich** schriftlich erteilt werden (auch betr. Fasten und Rohkost); Rückporto ist beizufügen;

2. **unser Diätbuch mit umfassender Anleitung für richtige Ernährung**;

3. **die Zeitschrift „Heil-Diät“** (für Gesundheit, Wahrheit, Hilfe), worin: a) universell aufklärende, Geist und Gemüt bildende Aufsätze erscheinen, b) allgemein interessierende Anfragen auf gesundheitlichen, ethischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen, transzendenten Gebieten in besonderen Briefkasten Beantwortung finden (Preis halbjährlich M. 2,50; für Minderbemittelte M. 1,50);

4. **unentgeltliche schriftliche Raterteilung in allen Lebenslagen**, Seelen- und Gewissensnöten (Rückporto ist beizufügen).

Unsere Einrichtungen sind jedermanns Benutzung empfohlen, jedermanns Beihilfe empfohlen. Prosp. kostenlos.

Ohne zweckmäßige Ernährung werden Gesunde krank, Kranke nicht gesund!

Die Freunde der Ethischen Rundschau werden gebeten,

beim Einkaufen die Firmen zu bevorzugen, die ihre Waren in der E.R. anzeigen und stets zu bemerken, daß die Bestellung durch die Anzeigen in der E.R. veranlaßt worden ist.

Fleisch-Ersatz

(Pflanzen-Fleisch)

Proben: roh 20 Pf., gessensfertig (Fleisch- oder Wurst-Ersatz) 40 Pf. gegen Marken postfrei. Ausführliche Druckschriften mit Gutachten, Analyse, Kochanweisungen. Verkaufsstellen-Angaben, sowie Kostprobe umsonst.

Allein-Hersteller:

F. KIEL,
Fleisch-Ersatz-Werk,
Oranienburg Nr. 45
i. d. Mark.

**Gesunde
Kraft**

Preisgekrönt:

Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.
Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft 1913.

Vollkommener Ersatz für Fleisch!

Pflanzliche Bratenmasse zur schnellen Zubereitung von Kloppen, Rouladen-Füllungen, Bratstücken, Klößchen, falschem Hasen, kaltem Aufschnitt, Schmorlingen, Pasteten, Tomaten-Füllungen u.s.w. 4mal billiger als Fleisch, dabei bedeutend nahrhafter und gesünder.

Getrocknete

Dauer-Bananen „Vegeta“

Beste und billigste getrocknete Tropenfrucht. Weder Schale noch Kern. Natürliche Nervennahrung. Aerztlich empfohlen und verordnet. Sehr lange haltbar. Vielseitige Verwendung.

Bananen-Malzkakao „Vegeta“

1a Getränk für Alt und Jung. Verdauungsregulierend. Aerztlich als vorzüglich anerkannt und empfohlen.

Chocoladen-Bananen „Vegeta“

Ganze reife Früchte mit 1a. Chocoladenguß. Neuer vorzüglicher 10 Pfg.-Konsumartikel in geschmackvollem Beutel.

Ferner empfehlen wir:

Bananen-Speise, Bananen-Nuß-Pasten etc.
Man fordere Offerte, Kostproben und Rezepte.

Makowski & Reinhold

Engros- u. Versandhaus „Hygiene“, Charlottenburg 2